

HEFT 1

» KÖLN «



*Lünen*  
25

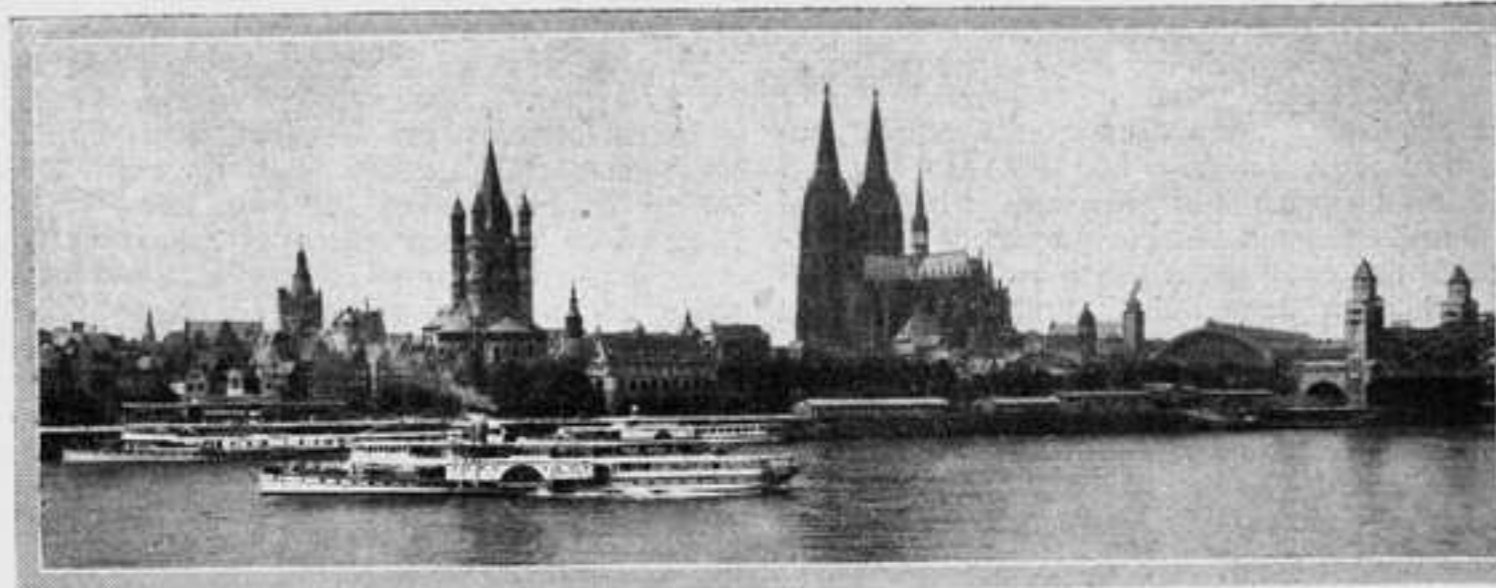
**I. WESTDEUTSCHES  
ARBEITER TURN- u. SPORTFEST**

**1926  
6-9 AUGUST  
IN KÖLN**

C80-1309

**IN**

**KÖLN**



## Das erste Westdeutsche.

Von Oswald Hirschfeld.

Große Sportfeste haben in Kölns Mauern in früheren Jahren nie Unterkunft gefunden. Das Fehlen geeigneter Stätten war ausschlaggebend, größere Feste nicht nach unsrer Stadt zu verlegen. Das mustergültige Stadion eignet sich vorzüglich für das Fest. In einer auch für die Arbeiterschaft günstigen Zeit wurde der Beschluß gefaßt. Schwer lastet auf Westdeutschlands Wirtschaft und Arbeiterklasse Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit von selten großem Ausmaße. Schwerer als andre Wirtschaftsgebiete wurde hiervon der Westen betroffen. Noch sehen wir keinen Ausweg zur Besserung. Trotzdem wurde Anfang des Jahres von den Verantwortlichen des Kreises nach eingehender Prüfung an dem Festtermin nichts geändert.

Glänzend waren die Feste in Leipzig und Frankfurt. Sehr günstig schrieben die berufenen Beurteiler. Ein Aufwärtsschreiten unsrer Bewegung konnte man klar erkennen. Köln soll und muß Weiterschreiten künden. Ganz Westdeutschlands Hand- und Kopfarbeiterschaft muß unsre Kölner Tage beachten. Unser „Westdeutsches“ muß Werber für den Arbeitersport sein. Wir alle müssen innigsten Anteil nehmen. Mag unsre Jugend sich freuen auf den Kranz der Festtage, mögen wir Aeltern ernstes Wollen und Werben in dem Feste sehen, so wollen wir doch alle sein Wegbahner und Aufwärtsschreiter der Arbeitersportbewegung im besondern und der Arbeiterbewegung im allgemeinen.

Unser Fest muß eine große Manifestation für die Körperkultur der Arbeiterschaft und für eine friedliche Gestaltung der Beziehungen der großen Völkerfamilie werden. Gerade wir an Rhein und Ruhr haben lange Jahre Anschauungsunterricht bitterer Feindschaft erlebt. Wir haben aber auch gelernt, klarer zu sehen. Gerechter beurteilen wir eignes Volkstum, aber auch das Volkstum anderer Völker. Wir wurden geläutert. Wir wollen Brücke sein zur Annäherung zweier Kulturen.

Noch große Teile der Arbeiterklasse haben den Weg zu uns nicht gefunden. Weite Volkskreise sind noch nicht zur Ausübung von Leibesübungen herangereift. Wir wollen die uns noch Fernstehenden in unsre Reihen eingliedern. Wir wollen sozialistisch denkende Arbeitsgenossen, die heute noch im bürgerlichen Lager sind, den

Arbeitersportverbänden zubringen. Dieses große Wollen verlangt von uns, das Beste zu geben. Wir müssen einig sein im Wollen und Wirken. In Köln müssen daher in den Augusttagen große Massen gut durchgeübter und disziplinierter Arbeitersportler den Bann brechen. Freund und Feind müssen anerkennen, daß wir groß geworden sind und beachtet zu werden verdienen. Die Kampfspiele der Bürgerlichen müssen uns zu Höherm für unsre „Westdeutsches“ beflügeln. Wir wollen nicht herkömmlich Feste feiern, sondern unser Fest soll Ziel und Inhalt haben. Unser Ziel ist die Ausdehnung der Volkssportidee, und Inhalt sei das Zeigen guter Leibesübungen in allen Sportarten. Nachdenklich müssen wir jene machen, die, abhold jeder Leibesübung, durch das Leben eilen. Edle Freude muß ausströmen von unsern Massenübungen und soll zünden in den Herzen aller uns Fernstehenden. Wir selbst müssen uns neuen Antrieb zu weitem Arbeiten schaffen. Wir selbst müssen neue Freude schöpfen. Dieses alles können wir aber nur, wenn wir selbst würdige Vertreter unsrer Bewegung sind. Dazu gehört Übung und Einordnung. Einordnung in den großen Rahmen des Festes. Nur ein Körper muß der Festzug sein. Nur eine Masse bei den Freiübungen. Nur ein Gedanke muß das Fest beherrschen. **W e r b e n** wollen sei der eine große Gedanke. Einhämmern wollen wir jedem unter uns diese zwei Worte. Dann weitet sich unser „Westdeutsches Arbeiter-Turn- und Sportfest“ zu dem großen Erfolge. Wir müssen Opfer bringen, um den Erfolg zu ernten. Dessen sei jeder eingedenk heute und in den Tagen bis zum Feste. Darum wohne uns höchste Pflichttreue und selbstlose Hingabe für das Gelingen unsres großen Festes inne. Nicht Alkohol- und Nikotinverbrauch sei der Maßstab zur Beurteilung unsrer Veranstaltung, sondern unsre Leistungen auf den Gebieten aller Sportarten sollen für jeden als Wertmaß dienen. Höchster sittlicher Ernst und Disziplin an den Festtagen wird von jedem Teilnehmer gefordert. In der alten Rheinmetropole muß jeder einzelne sich als Teil des Ganzen fühlen und seine sich freiwillig auferlegten Pflichten erfüllen. Dann wird Köln Erlebnis für den Arbeitersportler und Kraftbringer zum Aufwärtsschreiten. „Frei Heil“



# Köln.

Von Wilhelm Schack.

„Coellen ein Kroin, boven allen steden schoin“, so preist der unbekannt Verfasser der 1499 bei J. Koelhoff d. J. in Köln erschienenen „Chronica van der hilliger stal Coellen“ die alte Colonia Claudia Augusta Agrippinensis. Und nicht nur er ist ihres Lobes voll. Dichter und Gelehrte verkünden ihren Ruhm, Holzschneider und Kupferstecher zeigen uns das Bild der starkbewehrten, viellürmigen Stadt, die als die älteste Stadt Deutschlands gepriesen und in eine Reihe mit den berühmtesten Städten Europas gestellt wird. Diese überragende Bedeutung verdankt die Stadt vor allem ihrer außerordentlich günstigen Lage an der Hauptverkehrsader Europas, der großen Völkerstraße am Rhein. Schon 50 n. Chr. wird die Stadt durch Kaiser Claudius zur Colonia juris italici erhoben und den italienischen Städten gleichgestellt. Kaiser Konstantin baut eine feste Brücke über den Rhein. Auf der rechten Rheinseite wird als Brückenkopf das starke Kastell Deuß angelegt. Auch als im Jahre 400 Köln aufhört, römische Stadt zu sein, stört dies ihre Entwicklung in keiner Weise. Seit dem 10. Jahrhundert Markt und von 1259 an erster Stapel am Rhein, gewinnt die Stadt nicht nur die Herrschaft über den Handel des gesamten Rheingebiets, sondern erlangt auch große Bedeutung im europäischen Handel, und dehnt ihren Einfluß auch auf den Seehandel aus. Neben dem Handel



Rathaus.

entwickelt sich auch das Gewerbe zu hoher Blüte und gibt der Stadt ein weltwirtschaftliches Gepräge. Der Dreißigjährige Krieg schlägt auch der Stadt Köln tiefe Wunden. Handel und Wandel liegen danieder, der Verfall der rheinischen Hauptstadt beginnt. Die Französische Revolution, in deren Verlauf Köln vorübergehend (1794–1814) unter französische Herrschaft gerät, bringt keine Besserung. Erst nach Einverleibung in den preußischen Staats- und Wirtschaftsverband beginnt ein allmähliches Wiederaufblühen. Die kapitalistische Wirtschaft gewinnt immer mehr an Boden, die Konzentration der Industrie beginnt, und auch Köln entwickelt sich zur Industriestadt. 1881 fallen die mittelalterlichen Festungswerke, die fast 700 Jahre den Schuß der Stadt gebildet haben. Ihre Niederlegung schafft Licht, Luft und Ausdehnungsmöglichkeiten, zerstört aber auch so gründlich das „alte Köln“, daß man heute seine spärlichen Ueberreste mühsam suchen muß. Die malerische Stadtmauer ist bis auf einen spärlichen Rest verschwunden, von den 44 Toren und Torburgen blieben nur vier

erhalten. Von der herrlichen Rheinfront, die uns der aus dem Jahre 1531 stammende Holzschnitt des Meisters Anton Woensam zeigt, die zinnenbekrönte Mauer, die vielen Tore, die hochgiebeligen, wehrhaften Häuser, ist nur sehr wenig übriggeblieben. Das geschlossenste Bild bietet noch immer der Abschnitt von der Hohenzollernbrücke bis zur Hängebrücke. Flankiert vom Dom, der in seiner imposanten Masse das ganze Rheinbild beherrscht, überragt vom Turm von Groß-St. Martin, hat sich hier noch vieles Alte erhalten. Ein Durcheinander von Straßen und Gassen, einst das Patrizierviertel, in dem die Overstolz, die Hardefust und andre edle Geschlechter wohnten, ist es heute ein Quartier, in dem Armut und Elend hausen. Am Rhein einige interessante Gebäudegruppen, in denen besonders die zum Teil jahrhundertalten Schankstätten „Em Krüßge“, „Zur Kloog“ (Feuerzange), „Em Zuckerpuckel“ hervorstechen. In den Gassen und Straßen manch vielstöckiges Haus mit Treppen- oder Staffelgiebel, schönem Portal, geschnittenen Treppen und Decken. Abgeschlossen wird das Bild durch das am Rhein gelegene „Stapelhaus“, 1568 an Stelle eines älteren von 1426 erbaut. Es war das Fischkaufhaus. In ihm mußten alle nassen Waren Stapel halten und durften erst nach Prüfung durch städtische Beamte dem Handel übergeben werden.

Wer sich die Mühe macht, die alten Gassen zu durchwandern, wird manches alte Haus, manch malerischen Winkel finden, der an längst vergangene Zeiten erinnert. Von den Plätzen und Märkten haben nur Aller Markt und Rathausplatz noch eine gewisse altertümliche Abgeschlossenheit bewahrt. Am schönsten ist zweifellos der Rathausplatz, überragt von dem wichtigen, figurenreichen Rathausurm, der 1396 als Siegesdenkmal der Zünfte errichtet wurde. Das Rathaus selbst ist auf würdigste geschmückt durch eine Vorhalle im Charakter der niederländischen Frührenaissance. Die Judengasse erinnert durch ihren Namen daran, daß hier einst das „Ghetto“ sich befand, das bei der Judenverfolgung von 1349 zerstört wurde. In der Altstadt zerstreut liegen eine ganze Reihe wertvoller öffentlicher und privater Gebäude, die von verschwundener Zeiten Glanz und Herrlichkeit erzählen: Der „Gürzenich“ aus 1447, ursprünglich das Tanzhaus der Stadt, später Lagerhaus, in dem die trockenen Waren Stapel halten mußten; das Zeughaus,

das Fagbinderzunftthaus, die Häuser „Zum Dorn“ und „Zur Breßel“ mit der Jahreszahl 1580, „Schwarzer Bär“ und „Haus Vanderstein-Bellen“ und manche andre. Dazu der Reichtum an alten Kirchen und Kapellen, und im Zuge der Ringstraße die noch erhaltenen wichtigen Torbauten und ein Rest der alten Stadtmauer, die einst das mittelalterliche Köln umfaßte.

Die nach 1881 entstandene Neustadt, besonders die auf den zugeschütteten Gräben angelegten Ringstraßen, zeigen die ganze Ausdrucksarmut der damaligen Zeit, die in der Nachahmung aller Stile schwelgte, weil ihr die Kraft zu eigener Stilbildung fehlte. In buntestem Durcheinander finden wir am Agrippina-Ufer die Universität, sodann am Ubierring beginnend die Maschinenbauschule, das Raulenstrauch-Joest-Museum, das Severinstor, die alte Ulrepforte, das Hohenstaufenbad, das Renaissancestil nachahmt, das 1902 erbaute Opernhaus, das barocke Formen anklingen läßt, das Kunstgewerbemuseum, die gotisierende Handelsschule und andre mehr. Dazwischen eine Reihe neuerer Kirchenbauten und einige Denkmäler mit und ohne Allegorien, Adlern und Lorbeerzweigen. Auch Meister Hildebrandts Rheinbrunnen hat am Ring aufgestellt gefunden. Als Ausdruck neuen Formwillens erhebt sich am Hansaring das Hochhaus mit seinem 65 Meter hohen Turmbau. Von den sonstigen während der letzten zwei Jahrzehnte entstandenen Bauten seien erwähnt der Hauptbahnhof, der 1889–94 im „Renaissancestil“ errichtet wurde, Hauptpost und Reichsbank gotisierend, das



Gürzenich.

Stadthaus, eine Reihe pompöser Bank- und Warenhäuser, Dresdner Bank, Deutsche Bank, der Tieß-Bau (von Kreis) in antikisierenden Formen, Peters, Michels und andre. Der gleiche Formenwechsel auch bei den Rheinbrücken: die Hohenzollernbrücke, eine Verbindung wilhelmscher Burgenromantik und moderner Eisen-

konstruktion, die Hängebrücke in ihrer wunderbaren Linienführung, eine der schönsten neuern Brückenbauten überhaupt, die Südbrücke wieder in Renaissance nachahmung; endlich zwischen Deußer Bahnhof und Rhein die Kölner Messe. Wenn noch die Parks und Gartenanlagen erwähnt werden, der Stadtgarten, Volksgarten, Römerpark, Südpark, Kleffenbergpark, Stadtwald und andre, dann ist das Bild des im Laufe der Jahre von 1881 bis jetzt entstandenen gegeben. Neuen Antrieb zu großen Plänen gab die 1918 erfolgte Sprengung des zweifach um Alt- und Neustadt geschmiedeten Festungsringes. Nach Schumachers Plänen soll sich ein doppelter Grüngürtel um die Stadt legen mit Parkanlagen, Sportplätzen, Volkswiesen und Wasserbecken, belebt von öffentlichen und privaten Bauten, Geschäftshäusern und Hotels. Wohnraum soll geschaffen werden für hunderttausende Menschen, Arbeitsraum im Industrie- und Hafengelände. Pläne, deren Vollendung erst die Zukunft sehen wird, an deren Ausführung Generationen arbeiten werden. Hoffen wir, daß eine günstige Entwicklung ihre Verwirklichung fördere und einst vom Köln der Zukunft lobpreisend kann erklingen der alte Jubelruf: „Coellen ein Kroin, boven allen steden schoin“.

## Oeffentliche Grünanlagen in Köln.

Von Gartendirektor Fritz Encke.

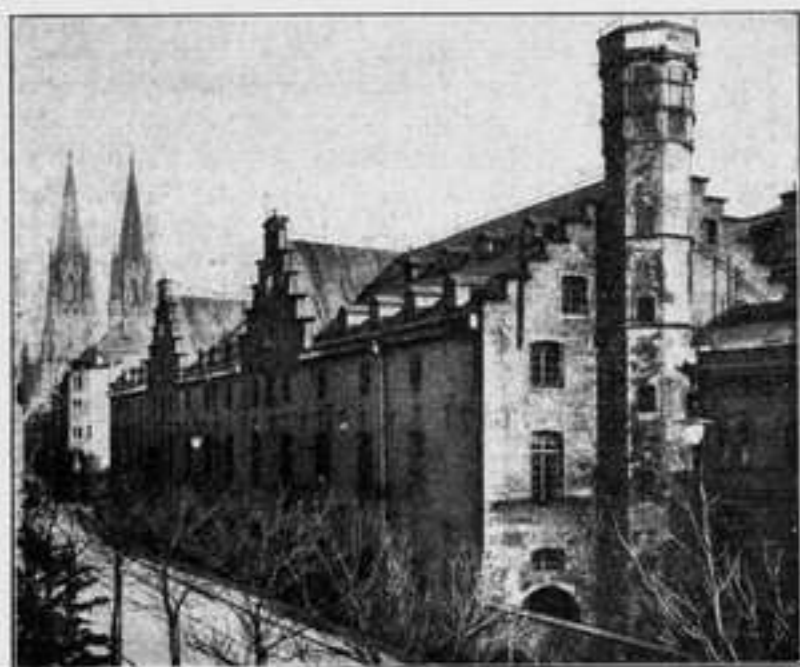
Wie die für den Sport hergerichteten Plätze dienen auch die öffentlichen Grünanlagen der Gesunderhaltung und Ertüchtigung der Städter. Als unbebaute offene Flächen tragen sie zur Durchlüftung der Stadt bei. Darin, daß sie allen Altersstufen und Berufsarten etwas bieten, liegt ihr großer Wert gegenüber den Sportplätzen und Kleingärten. Grünflächen im Innern der Stadt sind natürlich am wertvollsten. Einmal als Auflockerung der dichtesten Häusermassen, sodann wegen ihrer leichten Erreichbarkeit. Da das Innere zumal alter Städte aber nur in beschränktem Maße Grünanlagen bieten kann, müssen die großen Anlagen in der Regel außerhalb des Stadtkernes Platz finden.

So sind auch die allen engen Stadtteile der ehemaligen Festung Köln bis auf einige Baumplätze und grüne Ecken ohne Gartenanlage. Selbst in dem Gebiete der ersten Stadterweiterung sind es meistens Alleepflanzungen, schmale Grünstreifen und einige Plätze. Die größten Anlagen in diesem Gebiet sind der Stadtgarten, der Volksgarten, der Römerpark und der Deutsche Ring. Bei der

Gestaltung des öffentlichen Grüns legte man früher den Hauptwert auf die Verschönerung des Stadtbildes und auf die Gewinnung von Spaziergängen. Die Eingliederung einiger Kinderspielplätze bedeutet den Anfang weitergehender Nutzbarmachung der öffentlichen Anlagen. Ende des vorigen Jahrhunderts schuf man den etwa 100 Hektar umfassenden Stadtwald in Lindenthal. Hier wurde der Gedanke, Wiesenflächen der Bevölkerung zur freien Benutzung bereitzustellen, erstmalig in Köln verwirklicht. Es wurden zwei „Spielwiesen“ von einigen Hektar eingerichtet. Die übrigen ausgedehnten Grasflächen blieben der Heugewinnung vorbehalten.

Die neuzeitliche Auffassung des „Volksparkes“ hat zuerst im Vorgebirgspark und im Blücherpark Gestalt gewonnen. Der erstere, um 1912 geschaffen, ist in der Hauptsache eine dauernd freier Benutzung überwiesene Volkswiese mit einem Planschbecken und darumgelegtem tiefgründigen Sandstrand. An einer Straßenseite liegen drei Sondergärten. Auch sie sollen keine Prunkstücke sein, durch die man nur einmal hindurchwandelt. Ihre

Einrichtung gestattet vielmehr einer großen Anzahl von Besuchern, sich mitten in dem reichen Blumenschmuck auf behaglichen, nicht zu breiten Wegen zu ergehen, oder auf gemächlich eingerichteten Plätzen der Ruhe zu pflegen.



*Zeughaus.*

Der Blücherpark, der fast zur gleichen Zeit entstand, zeichnet sich ebenfalls durch vielseitige Benutzbarkeit aus. Von den 17 Hektar Gesamtfläche machen die reinen Nutzflächen, nämlich Wege und Plätze, ein zum Rudern und Eislauf bestimmtes Wasserbecken, eine Spielwiese, ein Restaurationsplatz und einige Tennisplätze etwa die Hälfte aus. Der Blücherpark ist im Gegensatz zu allen frühern Parks die erste streng regelmäßige Anlage in Köln. In ähnlicher Weise sind der Rheinpark und einige kleinere Grünanlagen behandelt.

Wie die erste Stadterweiterung die Folge einer Verschiebung des Festungsgürtels nach außen war, so auch der zwischen der Kölner Neustadt und den Vororten zurzeit entstehende Stadteil, dessen Grünanlagen zum größten Teile bereits fertiggestellt sind. Diese 104 Hektar große Fläche enthält 20 1/2 Hektar Volkswiesen, 19 Hektar Wege und Plätze, 5 1/2 Hektar Sportplätze und 22 Kleinkinderspielplätze von zusammen 3 Hektar Größe, im ganzen 48 Hektar, die den Besuchern gänzlich freigegeben sind. Rechnet man hierzu noch 6 Hektar Wasserflächen, die dem Eislauf dienen, und 3 Hektar Kleingärten, so ergeben sich 57 Hektar Nutzflächen, das sind 55 vom Hundert der gesamten Grünfläche.

Auch die letzte Umwallung und Befestigung Kölns mußte nach dem Kriege fallen. Das Rayongelände, in dem die Festungswerke liegen, umzieht die Stadt in einem Umkreis von 40 Kilometer bei einer durchschnittlichen Breite von einem Kilometer. Zehn in diesem Ringe liegende Forts und achtzehn Zwischenwerke sind oder werden als Grünanlagen ausgebaut. Teils dienen sie Sportzwecken, teils sind es Erholungsanlagen. Andre sind Freiluft- und Gartenarbeitsschulen, Waldschulen oder Licht- und Luftbäder für Schulkinder.

Auf der linken Rheinseite ist die nächste Umgebung von Köln ohne landschaftliche Reize. Deshalb soll von der Neußer Straße bis zum Rhein bei Rodenkirchen ein grüner Ring entstehen mit Waldungen, Volkswiesen, Viehweiden und Feldstücken, in den die Festungswerke und

einzelne Ortschaften und Gehöfte eingebettet sind. An einzelnen Stellen werden große Volksparks eingefügt werden, die größeren Volksmassen Gelegenheit zu gemeinsamer Erholung bieten. Die Wanderlustigen können durch Wald und Wiesen ausgedehnte Spaziergänge machen und auf grünen Streifen wieder zur Stadt zurückgelangen. Außer den Festungswerken sind bereits größere Gebiete dieses Gürtels fertiggestellt. Als die wichtigsten seien angeführt ein 30 Hektar großer Golfplatz, ein 36 Hektar großer Volkspark, eine bestehende Waldparzelle und 15 Hektar aufgeforschte Schußflächen für das Wasserwerk, ferner das Stadion und eine Erweiterung des Lindenthaler Stadtwaldes. Einschließlich des letztern ist hier eine zusammenhängende Grünfläche von 250 Hektar entstanden.

Die rechte Rheinseite ist von der Natur mehr begünstigt. Deshalb wird hier die Aufgabe der Grünpolitik darin bestehen, die Massen im Grünen den nahen Forsten zuzuführen. Aber auch im Rayongelände, das hier viel näher an der Stadt liegt als links vom Rhein, werden leicht erreichbare Parkanlagen geschaffen werden.

Als Festung war Köln in seiner Entwicklung, besonders auch in seiner Grünpolitik, gehemmt. Erst die Schleifung der Werke ermöglichte eine freiere Entfaltung. So bedauerlich es ist, daß heute da junge Pflänzchen stehen, wo längst schattige Anlagen und herrlicher Wald der Bevölkerung Erholung spenden könnten, hatte diese Verzögerung doch auch beachtliche Vorteile zur Folge. Durch die frühere Befestigung war zwischen Köln und den Vororten und diese von außen umschließend zwei Rayongürtel von Bebauung freigeblieben. So bot sich hier Gelegenheit zur Planung zusammenhängender weit-



*Singmeisterhäuschen.*

räumiger Grünflächen nach einheitlichen neuzeitlichen Gesichtspunkten. Daß dabei die sozialen Momente in weitgehendem Maße Berücksichtigung finden, dürften diese knappen Ausführungen gezeigt haben.

## Neues und Altes vom römischen Köln.

Von Prof. Dr. J. A. Simon.

Wer, von der Schildergasse kommend, auf die Chorapsis der Apostelnkirche zugeht, bemerkt an dieser Apsis über einem Rundbogenfenster in einer Nische eine Muttergottesstatue, und rechts daneben, etwas tiefer, aber immerhin noch etwa fünf Meter über dem Boden, ein rechtwinkliges, zugemauertes Pfortchen. Dieses Pfortchen ist für die Rekonstruktion des römischen Köln von großer Bedeutung: es bezeugt uns einzig und allein mit voller Bestimmtheit die Höhe der römischen Stadtmauer (7,80 Meter). Durch dieses Pfortchen pflegte Erzbischof Heribert (um 1000 n. Chr.) nächtlicherweile von seiner Wohnung, dem spätem Gertrudenkloster, aus über den Wehgang der Römermauer in die Kirche zu gehen, um dort in frommem Gebete zu weilen. Die Fundamente der Mauer liegen hier, 4,70 Meter von der Chorwand entfernt, in der Erde. Man brauchte nur in Gedanken den Mauerstumpf bis zu der kleinen Tür zu ergänzen, und die Höhe der Römermauer war gefunden. Den Zug dieses Mauerberings, auf den im Jahre 70 n. Chr. bereits Gesandte der Tenkterer hinweisen, aufs bestimmteste nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst dreier Forscher: des Professors Merz (1882) und der Bauräte Schulze und Steuernagel (1895).

Von den zehn Toren, die die ummauerte Kolonie des Jahres 50 n. Chr. zulezt aufwies, lagen drei in der Westfront: das Tor in der Clemensstraße (nahe Bobstraße), das Tor an dem Chor der Apostelnkirche und die römische Ehrenpforte (am Ende der Breite Straße, nahe der Einmündung der Gertrudenstraße). Das zweite dieser Tore, das Tor an Aposteln, gegenüber der Einmündung der Gertrudenstraße, unter den alldort eine vorspringende Ecke bildenden Häusern Neumarkt 30, 32, 34, 36 gelegen — jetzt befindet sich dort eine Photo- und Kino-Zentrale —, wurde im Juni 1913 systematisch ausgegraben, nachdem 1857 de Noë etliche Zeichnungen von damals an der nämlichen Stelle gefundenen Bauresten aufgenommen hatte. Wir wissen jetzt auch da, wo die große Heerstraße von Maastricht über Jülich nach Köln in den Bering der Kolonie mündete, ragte ein imposantes Tor mit drei Bogendurchgängen — die Anordnung der Fensterischen im Erdgeschoß des jetzigen Geschäftshauses sollen wohl daran erinnern? — fast von denselben Abmessungen und mit demselben Grundriß, den das Nordtor aufweist —, das Nordtor, das dem Wanderer die Macht und Größe Roms fühlbar machen sollte, der von Norden her auf der Neuß-Bonner Straße ins römische Köln einzog: Hier wie dort feldwärts vorspringend zwei mächtige viereckige, in die Stadtmauer gesetzte Flankierungstürme; hier wie dort ein dreibogiger, stadtwärts weit ausladender, gewölbter Durchgang, durch vier Pilaster schön gegliedert; hier wie dort ein säulengeschmückter Binnenhof mit umlaufender Galerie auf dem ersten Stock, von wo aus ein etwaiger Eindringling gebührend empfangen werden konnte. An beiden Toren ist nachträglich ein Tuffsteinkanal, für ein erhöhtes Pflaster berechnet, eingefügt. Das in frühern Jahren ausgegrabene Tor in der Clemensstraße zeigt zwar fast dieselben Abmessungen im Grundriß, doch ist es nur zweibogig, und da das dritte Tor der Westfront, das römische Ehrentor, nur einbogig war, so

zeigt sich auf der Westfront eine gewiß nicht unbeabsichtigte Abwechslung in der Gestaltung der Tore.

Auch das Südtor, die Hohepforte (Ecke Mühlenbach), ist neuerdings (Juli 1913) untersucht worden. Die ganze Bauanlage mißt zwar nur etliche Meter weniger



*Gereon-Kirche.*

in der Gesamtbreite (27 Meter), wie jene drei großen Torbauten, aber es war doch nur ein Bauwerk zweiten Ranges: zwischen zwei halbrund nach außen vortretenden Seitentürmen lag ein einziger Torbogen. Ganz einfach gehalten, nur einbogig, war auch das Tor in der Königstraße, unweit des Dreikönigenpfortchens, so daß der Südosten der Stadt in dieser Beziehung arg vernachlässigt dasteht. Der Tatbestand ist eben dieser: Wo die Heerstraßen von Jülich, von Neuß, von Zulpich in die Stadt eintreten: wichtige Tore; wo die beiden letzten sie verlassen: schlichte Torbauten. Es befanden sich also die Schauseiten und zugleich Hauptkampffronten des römischen Köln im Westen und im Norden. Das paßt vortrefflich zu meiner Theorie: Nördlich der Sternengasse lag Neu-Rom, das römische große Lager für zwei Legionen und zahlreiche ubische Kohorten, südlich dieses Straßenzuges die Holzstadt der Ubier, die nach Westen und Süden bei der Ummauerung, wie zur bessern Kontrolle, geradezu eingemauert wurden. Die Südfront zeigt auch geringere Sorgfalt in der Ausführung des Mauerwerks, gleich als ob dort weniger geübte ubische Bauleute beschäftigt gewesen wären. Seit Tiberius war übrigens gerade der Südosten von Köln durch das Kastell Alteburg, wo die römische Flotte stationiert war, trefflich geschützt — ein Grund mehr, hier die schiffahrttreibenden Schützlinge der Römer

zu vermuten. Für das Jahr 14 n. Chr. lag an der Apostelkirche das westliche Lagerort der 1. Legion, an der Stelle des römischen Nordlagers das Hauptlagerort der 20. Legion. Erstere lag damals meiner Ansicht nach in einem quadratischen Lager von 525 Meter im Geviert an der mittlern Westfront zwischen Bobstraße—Sternengasse einerseits und Breite Straße bis zur Antoniterkirche andererseits, also beiderseits der Heerstraße von Jülich, letztere in einem langgestreckten Lager die Nordfront entlang bis Breite Straße—Budengasse, also beiderseits der Heerstraße von Neuß.

Die interessanteste aller Tor- und Turmausgrabungen des letzten Jahrzehnts in Köln war jedenfalls die des Torturmes am Appellhofplatz. Man stieß auf seine Ueberreste bei der Fundamentierung des Römerbrunnens. Bei den Ausgrabungen fand sich ein gestempelter Ziegel der vielbesprochenen 22. Legion. Hier, vor dem Appellhofplatz, und an mehreren Stellen der Komödienstraße (nach der Burgmauer hin) entdeckte man einen Festungsgraben — in Gestalt einer 4,50 Meter breiten Berme und eines 9 Meter breiten Spitzgrabens. Dem Appellhofstörchen gegenüber, zwischen der Komödienstraße und Unter Sachsenhausen, brachte der Abbruch des Oppenheimischen Palais eine Entdeckung, für die sich keiner mehr interessieren mußte als der damalige, leider so früh von uns geschiedene Museumsdirektor Prof. Dr. Doppelreuter. Hatte er doch auf seinem Modell des römischen Köln, zu dessen Erläuterung er ein im Museum erhältliches interessantes Büchlein verfaßt hat, an die Burgmauer, ins Innere der Stadt, ein Amphitheater geseht — auf Grund von Inschriften, die sich dort fanden. Jetzt zeigte sich zwischen den obengenannten beiden Straßen eine annähernd zehn Meter tiefe Bodensenkung und in dieser Tiefe nach beiden Straßen hin Mauerzüge, dazu eine Inschrifttafel, auf der nur noch der Anfang SCEN (vgl. scena, Bühnengebäude) erhalten ist. Der Schluß auf ein Amphitheater, wie es in Xanten, Trier und anderswo außerhalb des Stadt- bzw. Lagerberings bestanden hat, oder auf ein Theater an dieser Stelle liegt in der Tat nahe genug. Aber es kann sehr wohl erst beim Mauerbau — frühestens also kurz vor 69 n. Chr. — an dieser Stelle angelegt worden sein. Für die ältere und älteste Zeit des Bestehens des römischen Köln versuchte ich durch eine andere Ansetzung der bisher vergeblich gesuchten Vergnügungssäle für Römer und Ubier das Rätsel der Einbeulung der Nordwestecke der Römerstadt an der St. Aperistraße zu erklären, indem ich zwischen dem Bogen, den diese Straße beschreibt, und St. Gereon, also nordwestlich vom Römerturm, in

der Gegend der Norbertstraße und Steinfeldergasse und auf dem Areal der Königin-Luise-Schule samt Sparkasse des Landkreises eine riesige Erd-Holz-Arena annahm, ähnlich der von Birten bei Xanten, und zur Verteidigung eingerichtet, wie das Trierer Amphitheater. Später eingeebnet, bot die Anlage Platz für Bestattungen und, als Staatseigentum, auch für Hinrichtungen. So konnte sich denn hier leicht die Legende vom Martyrium von Angehörigen der Thebaischen Legion festsetzen.

Von Geheimrat Dr. Steuernagel waren, wie bereits erwähnt, schon früher (1904) Mauertürme an den Baustellen Burgmauer 4 und Komödienstraße 71—73 (der Kleinen Neugasse gegenüber) bloßgelegt worden. An beiden zeigte sich der vom Römerturm her bekannte, auch bei dem Turme am nördlichen Langschiff des Domes (hinter der Dombauhütte) nachgewiesene musivische Schmuck (mit farbigen Steinen in Dreiecksform). Jetzt ist es kaum mehr zweifelhaft, daß alle Türme der Kölner Befestigung diesen Zierat trugen; in Pompeji (verschüttet 79 n. Chr.), so konstataren die „Neuen Beiträge“ (nach Dr.-Ing. Phleps), gleicht das Steingefüge an einem Hause in den Einzelheiten der Kreis- und Rautenmusterungen so sehr der Mauerverkleidung des Kölner Römerturmes, daß man fast dazu verleitet werden könnte, beides einem und demselben Meister zuzuschreiben. Wie die Franken (event. Spät Römer) das römische Motiv benutzten, zeigt die etwa einen halben Meter über dem Boden erhaltene Rosette in dem aufgehenden Mauerwerk einer apsisartig ausladenden Nische des Zentralbaues der ursprünglichen sog. Helenakirche; sie kommt unter dem dritten Fenster des Zehncks von St. Gereon zum Vorschein, gleich rechts, wenn man von der Stadtbibliothek her in die zwischen der Gereonskirche und der Christophstraße liegende Gartenanlage eintritt. Und die Arkade der alten Maternuskapelle (links neben dem nördlichen Eingang der Cäcilienkirche), der letzte Rest jenes allehrwürdigen altchristlichen Baues — man sieht sich ihr beim Offenstehen des hintern Einfahrtstores des Bürgerhospitals gegenüber —, sagt uns das weitere über ein derartiges Einschalten von Schichten römischer Ziegel in fränkisches Mauerwerk, wovon übrigens an derselben Stelle von St. Gereon am linken Rande des ersten und zweiten Fensters sich noch weitere Beispiele zeigen. Auch an der soeben besprochenen Stelle von St. Gereon zeigen sich noch einmal römische Ziegel im Mauerwerk, nämlich am linken Rande des ersten und des zweiten Fensters des Untergeschosses des Dekagons. Man griff also noch in sehr später Zeit (etwa im 13. Jahrhundert) zu diesen hellroten, soliden Platten, wo immer man sie fand.

## Der Dom und die Romantik.

Von Dr. Max Creuß.

Schauer des Erhabenen umfingen die Seele der Romantiker beim Anblick des Domes. „Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfachheit, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge,

das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert“, so schrieb 1790 George Forster in seinen „Ansichten vom Niederrhein“ enthusiastisch über den „herrlichen Tempel“. Deutlich

läßt sich heute aufweisen, wie dieser Ueberschwang des Gefühls, sein Aufgehen im Uferlosen und Grenzenlosen, wie Spengler im „Untergang des Abendlandes“ mit seinem nordischen Hang zum Unendlichen, im wesentlichen versagt. Der tiefe Sinn der Kathedrale beruht gerade in der wunderbaren Möglichkeit, das Unermeßliche des Weltalls im beschränkten Raume zu versinnlichen. Der Dom ist ein Riesensproß der Ehe zwischen Himmel und Erde, der steinerne Leib aus der unablässig sich erneuernden Vereinigung des Tages und der Nacht, der geistige Erbe einer ewigen Vermählung des Lichtes und der Finsternis, des Lebens und des Todes. Sichtbarlich vollzieht sich hier das große Wunder, des ewigen Rätsels letzte Lösung.

Die Romantiker bewegten sich in der beschränkten Skala menschlicher Empfindsamkeiten; sie sehen nicht, wie dieses Werk weit über Menschliches hinausschreitet, wie Unendliches dem Endlichen sich zugesellt, wie der nordische Hang zur Unendlichkeit hier überwunden wird. „Man muß vor allen Dingen zur Erkenntnis des Guten und des Bösen in der Kunstlehre zu gelangen suchen. Alle ergreift das Große dieses erhabenen Bruchstückes mit Erstaunen, und besonders der Blick in die Höhe des Chorgewölbes erfüllt jede Brust mit Bewunderung. Was aber am meisten auffällt, ist die Schönheit der Verhältnisse, die Einfachheit, das Ebenmaß bei der Zierlichkeit, die Leichtigkeit bei der Größe. Das Wesen der gotischen Baukunst besteht also in der naturähnlichen Fülle und Unendlichkeit der innern Gestaltung und äußern, blumenreichen Verzierungen. Daher die unermüdeten und unzähligen steten Wiederholungen der gleichen Zieraten, daher das Pflanzenähnliche derselben wie an blühenden Gewächsen. Und daher auch das innig Ergreifende, das rührend Geheimnisvolle, das freudig Liebliche und Belebende des Eindruckes bei dem Erstaunen über die Größe.“ Auch Friedrich v. Schlegel sah nur Diesseitiges, wenn er den Dom mit einem Walde vergleicht; er übersah trotz Rembrandt und Ruysdael, wie das Licht in Acker und Waldesdunkel flutet. Immer wieder betrachtet er „die Denkmäler gotischer Baukunst mit wiederholtem Nachdenken; denn es scheint ihm, als hätte man ihren tiefen Sinn und die eigentliche Bedeutung derselben noch gar nicht verstanden. Diese Vereinigung der äußersten Zierlichkeit, einer unübersehbaren und unergründlichen Künstlichkeit der Ausarbeitung mit dem Großen, dem Unermeßlichen, dem Ungeheuren im Ganzen des Werkes ist gewiß eine seltene und wahrhaft schöne Vereinigung entgegenstehender Fähigkeiten und Gesinnungen des nach dem Höchsten wie in das Kleinste gleich sehr hinstrebenden menschlichen Sinnes“.

Trotz aller mystischen Gefühlsseligkeit bleiben die Monumente ein beunruhigendes Rätsel. Die Glasgow-Gemälde entzücken ihn wie ein himmlischer Teppich von Edelsteinen und Kristallen, wie die hellschimmernde Oberfläche eines Meeres von feurigen Blumen, wo in beweglichen Wellen alle Geheimnisse der Farbe und des Lichtes in rätselhaften Verschlingungen an unserm Auge immer von neuem vorüberschimmern. Trotz aller Bemühung, trotz aller liebevollen Vertiefung stehen die Romantiker dem Dome und der mittelalterlichen Kunst noch mit irdischem Ausmaß gegenüber, ihr menschliches Bewußtsein vermag die Wichtigkeit der eignen Existenz nicht auszuschalten. Als Schüler Friedrich v. Schlegels fühlten sich die Boisserées als Entdecker und Deuter

der mittelalterlichen Kunst berufen. Sie versuchen durch historische Gliederung, stilistische Sonderung der Epochen, architektonischen Messungen dem fernen Ziele sich zu nähern. Mit aller Gewalt sollte Goethe für den nordischen Stil gewonnen, dessen bezeichnende Abneigung gegen die „kauzenden, auf Kragsteinlinie über-



Kölner Dom.

einander geschichteten Heiligen der gotischen Zierreihen, die Tabakspfeifensäulen, spitzen Türlein und Blumenzacken“ überwunden werden.

Goethes Eindruck von der Fassade des Straßburger Münsters war, „daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen, das Ungeheure mit dem Angenehmen in Bund getreten sei“. Zwar betrachtete er die Fassade in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht; er sah nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältnis hat. Daß die Kathedrale die gewaltige Synthese zwischen Himmel und Erde, die unablässig sich erneuernde Vereinigung des Tages und der Nacht, eine ewige Vermählung des Lichtes und der Finsternis, des Lebens und des Todes bedeutet, hat Goethe nicht erkannt. Er sah nur, daß durch das radförmige Fenster ein ahnungsvolles Licht verbreitet werden sollte. „Unter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen, nährte er seine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zieraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös-düsteren Charakter widerwärtig machten“, bis er durch Sulpiz Boisserée wieder auf den Kölner Dom, „als Musterbild jener ungeheuren Konzeptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte“, aufmerksam wurde. Der Grundriß des Domes wird ihm eins der interessantesten Dinge, die ihm seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen sind. Er müht sich um seine Erklärung. Zu Sulpiz Boisserée äußert er: „An eurem Domriß ist mir ein Licht aufgegangen; ich habe aperçu gehabt. Ich glaube, jetzt das ganze Geheimnis der Architektur heraus zu haben.“ Der Domriß habe ihm ganz neuen Aufschluß über Architektur gegeben. Er habe nie mit dieser Kunst recht fertig werden können. Das Verhältnis zur Natur sei ihm noch nicht recht klar; er finde ein Prinzip darin und mit der größten Konsequenz durchgeführt. Vergeblich drängt Sulpiz, daß er es ausspreche, „es sei noch

nicht Zeit, er würde es schon erfahren". Ueber dieses geheimnisvolle Prinzip der Gotik verlautet dann nichts weiter. Merkwürdigerweise hatte Sulpiz Goethe gegenüber zwei Monate vorher die Grundidee des Domes ausgesprochen, offenbar jedoch, ohne daß beide den tiefen Zusammenhang mit der gotischen Baukunst ahnten: „Ich erzählte Goethe, wie die Symbolik des Lichtes mit so großem Geist in den christlichen Gottesdienst aufgenommen ist; am Karsamstag Symbolik der ganzen Schöpfung: Wasser, Licht, die Weihe des neuen Feuers, aus dem Eckstein entzündet, und des Taufwassers.“ Wie wenig Goethe in den tiefen Zusammenhang des Domes mit der Natur, seiner engern und weitem Umgebung eindringt, zeigt die verderbliche Ansicht: „Doch wünscht ich die Häuser niedriger, welche den untern Teil verstecken“, die leider zur Ausführung kam. Antikische Nüchternheit griff damit an das Wurzelwerk der Katedrale, die in tiefer Bedeutsamkeit in den Straßen und Gassen der Stadt, in den Häusern und Herzen der Menschen verastelt war. Goethe sah eben alles im Geiste der Antike, im Sinne einer klar gegliederten Ordnung der Erscheinungswelt, jener realen Anschauung, die genau jedes Ding begriff zur Eingliederung in die Methode ihres Weltgebäudes. Der unendliche Hintergrund der Dinge, das Ewige und Unbewegliche im flüchtigen Wechsel, hinter allem Werden und Vergehen, den das Mittelalter sichtbarlich in seiner Kunst vor Augen stellte, blieb ihm ein Buch mit sieben Siegeln, weil er einseitig nur den Göttern Griechenlands huldigte. Ein Zwiespalt blieb. Immerhin, der Anlauf zum Aufbau des

Riesenwerkes war vollzogen. Endlich fand der Gefühlsüberschwang der Romantiker in preußischem Elan die langersehnte Prägung. Als Preußen in den Besitz der Stadt kam, war der Dom gerettet. Der Kronprinz wollte sofort an den Aufbau des Domes gehen. Schinkel verlangte nach schleunigster Hilfe für die weit vorgeschrittene Zerstörung. Görres nennt den Dom das bewundernswürdige Erzeugnis eines der größten Geister, die je über die Erde wandelnd, die leuchtende Spur ihres Daseins auf ihr zurückgelassen. Er zuerst spricht vom geistigen Vermögen seines Schöpfers, das bis zum innersten Grunde der Dinge dringt, von einer Anschauung, die wie der Bliß das Verslossenste durchdringt und mit ihrem Licht das Dunkelste zur Durchsichtigkeit erhellt, von einem Verstande, der alle Verhältnisse mit klarem, lichtem Auge überschaut und das Verworrenste zugleich in großen Maßen zu fassen und das Vielfältigste in der Macht des einfachsten Gesetzes zusammenzuhalten versteht. Sollte der Entwurf aber zur Ausführung gelangen, dann mußte allen diesen Eigenschaften auch noch der beharrliche Wille, das ausgedehnteste technische Kunstgeschick und eine Fülle praktischer Kenntnisse und Einsichten sich beifügen. Deutlich erkennt Görres, wie hier die künstlerische Fähigkeit des rheinischen Volkes sich mit preußischer Organisation, ihren praktischen Einsichten und Kenntnissen verbinden mußte, um so ungeheurer Massen Herr zu werden. So wurde der Dom zum gewaltigen Symbol staatlicher Organisation, deutscher Einigkeit und Kraft, das Symbol einer neuen Zeit des Brudersinnes der deutschen Stämme.

## Robert Blum und seine Vaterstadt Köln.

Von Dr. Joseph Bayer.

Robert Blums Jugend ist arm an Freuden, aber reich an Not und Entbehrungen gewesen. Im Alter von drei Jahren erkrankte er heftig an den Masern, die ihm „auf die Augen schlugen“, wie man in Köln sagt. Er war in Gefahr, zu erblinden, behielt aber nach seiner Heilung sein Leben lang schwache Augen. Weil er gute Anlagen und ein vorzügliches Gedächtnis offenbarte, hatte sein Vater, der die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernt hatte, dem aufgeweckten Knaben, als er kaum vier Jahre zählte, die lateinische Messe beigebracht und ihn so zum Meßdiener vorgebildet; gleichzeitig hatte er ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Vom Schulbesuch an wurde Robert auch wirklich als Meßdiener angestellt, und als sein Vater im Jahre 1815 starb, konnte der Knabe zu seiner großen Freude der Mutter die im Kirchendienst verdienten Groschen und Pfennige nach Hause bringen. Auch seine Geschwister, vor allem den kränklichen Bruder Johann, der schon am 11. September 1816 an Tuberkulose starb, erfreute er häufig durch kleine Aufmerksamkeiten. Da der Stiefvater als Schifferknecht so wenig verdiente, daß er die Familie kaum ernähren konnte, war Robert seiner Mutter bei den Näharbeiten behilflich, indem er die Aufträge von den Kunden holte und die fertigen Stücke zurücktrug; ja, er soll sogar für die Geschwister und sich selbst Strümpfe gestrickt und gestopft haben. Und so konnte er, indem er die Vergnügungen der Jugendzeit der Anhänglichkeit

an die Familie zum Opfer brachte, gerade in den Hungerjahren 1816/17 seinen bescheidenen Teil zum Haushalt beitragen. Zu dieser Zeit erschloß sich ihm eine andre Einnahmequelle durch seine Tante Agnes, die ältere Schwester seines Vaters. Diese war lange Jahre Pflegerin einer alten Dame gewesen, die in der Pfarrschule von Maria-Himmelfahrt wohnte. Als diese Dame starb, erbt Agnes ihr ansehnliches Vermögen. Sie verblieb in dem Schulgebäude, wohnte dem Unterricht der Lehrerin bei und wurde, als auch diese starb, selbst Lehrerin. Da ihr aber jede Vorbildung fehlte, war sie vor allem im Rechnen völlig ratlos. Hier mußte nun ihr Neffe Robert — mit zehn Jahren! — aushelfen und wurde von der Tante als Rechenlehrer angestellt. Große Einkünfte bezog er freilich nicht; vielmehr hat die Tante ihm und den übrigen Verwandten gegenüber allzeit einen schmutzigen Geiz an den Tag gelegt. Als sie 44 Jahre zählte, bot sich ihr, wahrscheinlich, weil sie vermögend war, Gelegenheit, zu heiraten.

Weil man Robert Blum, als er noch die Pfarrschule besuchte, Glaubenslosigkeit und Keßerei vorwarf, so wurde ihm von der Mutter das Meßdieneramt untersagt. Freudig ergriff sie die Gelegenheit, eine städtische Stiftung zu erlangen, und schickte ihren Sohn auf das Marzellengymnasium, das er aber vorzeitig wieder verlassen mußte, da ihm die Stiftung nicht zugesprochen wurde. Er mußte sich also einen andern Lebensberuf

wählen, und so entschloß der dreizehnjährige Knabe sich, Goldschmied zu werden. Ein halbes Jahr war er bei Meister Astböver in der Lehre und verließ sie dann, weil er dort nichts lernte und nur zu häuslichen Arbeiten verwendet wurde. Dann war er ein halbes Jahr bei einem Gürtler, und wieder nach einer längern Wartezeit bei dem Gelbgießer Peter Räder, bei dem er im November 1826 zum Gesellen gesprochen wurde. Dann ging er für ein halbes Jahr auf Wanderschaft, kehrte aber mit der niederdrückenden Erkenntnis zurück, daß sein Handwerk ihn nicht ernähren könne. Zu seinem Glück fand er aber bald (Juni 1827) eine Stellung, die ihm mehr zusagte, und zwar bei einem F. W. Schmiß in Köln, der mit Straßenlaternen handelte, in denen nur ein Licht brannte und die erst kürzlich eingeführt waren. Hier hatte Blum nun Gelegenheit, das deutsche Vaterland und auch das Ausland kennenzulernen, da Schmiß ihn oft für längere Zeit auf Geschäftsreisen schickte. Er blieb in dieser Stellung bis April 1830, wo Blum in Prenzlau Soldat werden mußte. Als er aber am 15. Mai 1830 als untauglich entlassen wurde, konnte er bei Schmiß nicht wieder eintreten, denn dieser mußte wegen der gefährlichen Konkurrenz durch das Leuchtgas sein Geschäft eingehen lassen.

Robert Blum war nun wieder ohne Stellung und Verdienst. Und da sich ihm nichts andres bot, nahm er im August 1830 kurzentschlossen am Kölner Stadttheater (Komödienstraße) die Stelle eines Theaterdieners an. Hier hatte er nur niedere Arbeiten zu verrichten, aber Direktor Ringelhardt nahm sich seiner liebevoll an, als er erfuhr, daß Blum die angefeindete Geschäftsführung der Direktion mit gewandter Feder in der Presse verteidigt hatte. Er öffnete ihm vor allem die Theaterbibliothek zur freien Benutzung, wodurch Blum zu eigenem literarischen Schaffen angeregt wurde, und als Ringelhardt mit Schluß der Spielzeit 1831/32 Köln verließ und das Leipziger Stadttheater übernahm, veranlaßte er Blum, ihm nach Leipzig zu folgen. Im Juli 1832 siedelte Blum nach Leipzig über, wo er bald als Theatersekretär, Bibliothekar und Hilfskassierer angestellt wurde, bis er 1847 aus dem Theaterdienst ausschied und eine eigne Buchhandlung in Leipzig gründete.

Seit Juli 1832 hatte Blum seine Vaterstadt bis zum Jahre 1848 nicht wiedergesehen. Im März 1848 wurde Blum, der schon seit mehreren Jahren in das politische Fahrwasser geraten war, in das Frankfurter Vorparlament gewählt und von diesem in den Fünfziger-Ausschuß, der nach Auflösung des Vorparlaments dessen Beschlüsse bis zum 18. Mai 1848 ausführte, wo in Frankfurt die Nationalversammlung eröffnet wurde, der auch Blum als Abgeordneter Leipzigs angehörte.

Im April 1848 waren in Aachen und Köln Unruhen entstanden; in Köln wegen der Dampfschiffe, die die Segelschiffahrt und das Gewerbe der Schiffszieher, der sog. Rheinhalben, bedrohten. Blum wurde dazu bestimmt, die Gemüter zu beruhigen und Frieden zu stiften. In Begleitung des ebenfalls aus Köln stammenden Franz Raveaux traf er auf einem reichgeschmückten Dampfer am 14. April in Köln ein und wurde an der Landungsbrücke von Tausenden jubelnd begrüßt; denn er, der vor 16 Jahren als einfacher Theaterdiener seine Vaterstadt verlassen hatte, erschien jetzt als Bevollmächtigter der höchsten Behörde, die Deutschland damals kannte. Seine erste Ansprache an die ihn Begrüßenden begann er mit den Worten: „In diesen Mauern hat meine Wiege ge-

standen.“ Blum wurde in allen Kreisen hoch gefeiert, am meisten aber ergriff ihn das Wiedersehen seiner Mutter und Schwestern; besonders die Mutter war aufs höchste beglückt durch die Ehrungen, die Blum erwiesen wurden, ja, sie wurde, wie er selbst schrieb, „fast wahnsinnig vor Freude“, daß ihrem Sohne ein Fackelzug gebracht wurde. Blum hat sie nach diesem letzten Besuch in Köln nicht mehr wiedergesehen; das tragische Ende ihres Sohnes hat sie nicht verwunden können, bis sie am 6. Oktober 1865 im Alter von 81 Jahren im Kölner Bürgerhospital starb.

Als Blum seinen Auftrag am Rhein erledigt hatte, kehrte er nach Frankfurt zurück, wo am 18. Mai 1848 die Nationalversammlung in der Paulskirche zusammentrat. Als dann im Oktober 1848 in Wien die Revolution losbrach, wurde Blum mit drei andern Abgeordneten nach Wien entsandt, wo sie am 17. Oktober anlangten. Hier beging Blum die Unvorsichtigkeit, sich am 26. Oktober am Barrikadenkampf zu beteiligen, legte aber schon am 28. Oktober die Waffen nieder. Trotzdem wurde er am 4. November in seinem Gasthof, „Zur Stadt London“, verhaftet und trotz seiner Proteste und seiner Berufung auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter nach kurzer Verhandlung am 8. November standrechtlich zum Tode durch den Strang verurteilt und am 9. November, morgens 7½ Uhr, in der Brigittenau bei Wien „mit Pulver und Blei“ hingerichtet.

Die Kunde von Blums Erschießung rief in ganz Deutschland einen Sturm der Entrüstung hervor, vor allem in Leipzig und Frankfurt, und nicht minder in seiner Vaterstadt Köln, wo die Nachricht am 13. November einlief. Die „Neue Rheinische Zeitung“ in Köln brachte am 14. November die Kunde mit den Worten: „Der Mordhund Windischgrätz hat den deutschen Reichstags-Depulierten Robert Blum standrechtlich erschossen lassen.“

Wie anderwärts, fand auch in Köln eine Gedächtnis-



Hängebrücke.

feier statt. Die Einladung hierzu lautete: „Morgen, den 16. d. M., früh 10 Uhr, werden die feierlichen Exequien für die katholischen Verstorbenen aus der Familie Blum in der hiesigen Minoritenkirche gehalten. Sämtliche Bürgerwehrmänner sind höflichst ersucht, sich mit ihren

Fahnen Punkt 10 Uhr auf dem Appellhofplatz einzufinden, um in feierlichem Zuge von dort in die Kirche zu ziehen, um obigen Exequien beizuwohnen.“ Diese sonderbare Fassung erklärt sich daraus, daß Blum eine Zeilang der „deutsch-katholischen Bewegung“ sich angeschlossen hatte, und daß über eine „Bekehrung“ damals nichts bekannt war. Ueber den Verlauf der Feier berichtete ein Augenzeuge: „Auf die Nachricht von Robert Blums schrecklichem Ende war heute in der hiesigen Minoritenkirche von einer großen Anzahl Kölner Bürger eine schöne Totenfeier „für die katholischen Verstorbenen der Familie Blum“ veranstaltet. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß die zahlreich Versammelten damit das Andenken nicht eines Parteiführers, sondern eines unermüdeten Kämpfers für sein Ideal von Freiheit und eines durch die Konterrevolution widerrechtlich Gefallenen ehren wollten. Gegen 10 Uhr hatten sich tausende Bürger auf dem Appellhofplatz um die dreifarbigten Bürgerwehr-Banner geschart, in ernster, feierlicher Haltung. Es war keine der gewöhnlichen Zeremonien, keine der gewöhnlichen Demonstrationen. Die Banner und ein Musikkorps eröffneten den Zug, der sich in würdigem Ernste durch die Komödienstraße, Unter Feltenhennen, an der Rechtschule vorbei, in die Minoritenkirche bewegte. Der Altar und das Chor der Kirche waren einfach, der Trauerfeier entsprechend, ausgestaltet. An den schwarzbehängten Wänden sah man die Märtyrerkrone und die Palme, von Sternen umgeben. Die schwarzbefflochtenen Bürgerwehr-Banner und mehrere andre Standarten nahmen die ganze Vorderseite des Chores ein. In erhebender Weise klang Neukomms Requiem von der Orgelbühne, die Stimmung, die alle in diesem Moment beselen mußte, aufs würdigste ansprechend. Schön, passend, erhaben war diese einfache Gedächtnisfeier. Dem Gefallenen sei die Erde leicht!“ An demselben Tage brachte die „Neue Rheinische Zeitung“ den ergreifenden Nachruf Ferdinand Freiligraths, der mit den Versen beginnt:

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien  
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien;  
Ein Kind mit breiter, offner Stirn, ein Kind von heller Lunge,  
Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge.

## Das Kölner Hänneschen.

Von Otto Saure.

Es lebt nicht mehr, das Hänneschen von dazumal, das urwüchsige, nur in den Mauern des heiligen Köln heimische Hänneschen, das viele Tausende und aber Tausende, jung und alt, hoch und niedrig, unterhielt und anregte, das die örtlichen Verhältnisse und Vorkommnisse, die lokalen Zustände und Mißstände in einer Weise vor die „gepappten“ Kulissen brachte, wie es nirgendwo anders in der Welt auch nur in der Ähnlichkeit bestand.

Es lebt nicht mehr, das Hänneschen von dazumal. Viele sahen es zuletzt in Castans Panoptikum auf der Hohe Straße. Doch Castan ist als armer, verlassener Mann in der Reichshauptstadt gestorben, während seine für damalige Zeiten großartige Schöpfung längst in den Händen einer Aktiengesellschaft — weil vernachlässigt und nicht ausgebaut — an Zugkraft verloren und dann ihr unruhliches Ende gefunden hat.

Sogar das Theater brachte Blums Ende auf die Bühne. Das „Konzessionierte Vaudeville-Theater im Stollwerckschen Saale (Schildergasse 49)“ brachte am 25. November folgende Ankündigung:

„Heute Samstag, am 25. November 1848, zur Feier an das Andenken Robert Blums: Große musikalische deklamatorische Abend-Unterhaltung mit fünf mimisch-plastischen Bildern aus Robert Blums Leben.

1. Bild: Die Barrikade, auf welcher Robert Blum kämpfte.

2. Bild: Das k. k. Standgericht, von welchem Robert Blum zum Tode verurteilt wurde.

3. Bild: Die Empfangnahme des letzten Briefes an seine Familie.

4. Bild: Die Erschießung Robert Blums in der Briggite-Au.

5. Bild: Die Göttin der Freiheit.

Zu diesen Bildern sind neue Dekorationen gemalt. Entree 10 Sgr. à Person Für die Eintrittskarten werden heute ausnahmsweise keine Getränke verabreicht. Franz Stollwerck.“

Robert Blum ist als Kämpfer für die deutsche Einheit gefallen, und es ist erwiesen, daß die Reaktion in Oesterreich unter militärischer Führung des Fürsten Windischgrätz ihn zur Strecke gebracht hat. Da muß es sich sonderbar ausnehmen, wenn die „Robert-Blum-Vereinigung“ in Wien ihm nachträglich auf dem Währinger Friedhof einen Gedenkstein setzte, auf dem die Worte eingegraben sind: „Robert Blum, verunglückt am 9. November 1848 und hier beerdigt.“ Verunglückt! Wahrlich ein zarter und vorsichtiger, ein „verblühter“ Ausdruck für eine standrechtliche Erschießung, für den politischen Mord, den Fürst Windischgrätz an Robert Blum hat vollbringen lassen.

Zugunsten der Hinterbliebenen veranstaltete das deutsche Volk vor 75 Jahren eine Nationalsammlung, die den Betrag von 120 000 Mark ergab, und die Stadt Köln ehrte vor mehreren Jahren ihren berühmten Sohn durch die „Robert-Blum-Straße“ im Vorort Lindenthal. Und da das Geburtshaus Robert Blums, Mauthgasse 5, noch steht, sollte da der Gedanke, an diesem Haus eine Gedenktafel anzubringen, sich nicht verwirklichen lassen?

Mit der Geschichte des Kölner Hänneschentheaters sind die Familien Winter, Kloß und Millowitsch eng verknüpft. Wer von ihnen aber der eigentliche Erfinder des Kölner Hänneschentyps ist, wird die Theatergeschichte wohl kaum jemals mit Sicherheit feststellen können. Der Familie Millowitsch mag Ruhm und Popularität die Palme in diesem Wettstreit zuerkennen, aber ihre Popularität wird die Erinnerung an den alten Direktor Winter nicht begraben.

Wie der Kölner Karneval nicht allein oder besonders der geselligen Unterhaltung und dem alljährlich einmaligen, aller Schranken und Fesseln ledigen „Menschsein-können“ dienen soll, sondern vielmehr sich in den Dienst des Wißes, des Humors und der Satire stellt, so hat nach Aussage der Alten das Hänneschen einst die dankbare Rolle des Unterhalters und Geißlers über-

nommen, ohne jedoch die politische Seite besonders zu bevorzugen. Es ist vielmehr Tatsache, daß Streifzüge in das politische Gebiet äußerst selten waren. Kam's aber doch einmal vor, dann sauste es nur so knüppeldick, daß Späne flogen, und in den Revolutionsjahren und später wurde denn auch das Hänneschen scharf unter die Lupe der politischen Zensurbehörde genommen. Aber diese Einschränkung vermochte seiner Lebensfähigkeit und Urwüchsigkeit keinen Abbruch zu tun. Lokales und volkstümliches Material stand ihm in reichstem Maße zur Verfügung. Das Kölner Markt- und Rheinuferleben, die Kölner Kappesbauern und alle die landläufigen Typen, wie der „Maler Bock“, der „Orgelspieler Palm“, das „Fleuten-Arnöldchen“, der „Zappung Köbes“ und andre mehr, boten Stoff die Fülle, und Hänneschen verulkte, verspottete, geißelte und ironisierte auch das nicht schlecht.

Natürlich wurde im Hänneschenheater nicht rücksichtslos „darauf los“ gespielt, sondern es hatte sein festes Repertoire wie jede Bühne, und ernste und heitere Stücke wechselten miteinander ab. „Rinaldo Rinaldini“, „Geneveva“, „Die schöne Magelone“ usw. wechselten mit klassischen Sachen, wie „Romeo und Julia“, „Hamlet“ oder „Der Freischütz“. Daß aber auch selbst die ersten Stücke mit Lachpillen reichlich gewürzt und mit echten Kölner „Kräzchen“ gründlich durchsekt waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung; denn beim Hänneschen gab es keine Tragik ohne Seitensprünge ins Komische, und das Sterben der Julia z. B. muß den ausgemachtsten Griesgram zu zwerchfellerschütterndem Lachen gezwungen haben. Einen reellen Tod gab es nach den Aussagen der Alten auf der Hänneschenbühne wohl überhaupt kaum. Bitten, Beschwörung und Tränen, nicht selten ein ganz außerordentlicher Trick, riefen den Verschiedenen in der Regel ebenso schnell wieder ins Dasein zurück, wie er meist ungesollt — ins Jenseits befördert worden war. Wer z. B. möchte nicht Tränen lachen bei jener tragikomischen Szene, wo das erschlagnen Hänneschen in seinem unbegreiflichen Eigensinn trotz aller reichlich angewandten Wiederbelebungsmitel, worunter Maulschellen, Rütteln und Schütteln, Stoßen und Schlagen und Umwenden von einer Seite auf die andre in ausgiebigster Weise in Szene gingen, nicht wieder erwachen wollte. Da muß denn zuletzt der behäbige, schnurrbärtige Schußmann mit der damals sprichwörtlichen, in allen Regenbogenfarben schillernden „Schabausnas“ in Aktion treten. Und was keine Theaterkunst vermochte, erzielte das Erscheinen des Vertreters der heiligen Hermadad im Handumdrehen. Die Worte: „Hännesche, do küßt dä Schußmann!“ brachten selbst das mausetote Hänneschen im Nu wieder auf die Beine und in augenblicklicher Flucht hinter die sichernden Kulissen.

Die Hauptsache beim Hänneschenheater waren und blieben die lustigen Stücke, und die Hauptdarsteller waren in steter Regelmäßigkeit dieselben Typen, die auch heute in dem modernen Hänneschen noch die Attraktion bilden und die ausverkauften Häuser und wohlgefüllten Kassen verursachen. Daß allen diesen Typen das bauerliche Milieu eigen war, mag seine Ursache in der nahen Berührung haben, in der zu damaliger Zeit noch Stadt- und Landbevölkerung standen. Die Landwirtschaft reichte ja noch bis an die Stadttore heran, und vom Bauer bis zum Töpel war damals kein gar zu kühner Sprung. Nun war in Wirklichkeit der Kölner

Bauer auf seine Weise durchgängig ebensowenig ein Töpel wie der Städter, aber seine ungehobelte Derbheit, seine Geradheit und Unverfrorenheit, seine Gewandtheit im Verkaufen und Feilschen und seine komische Geselligkeit in der Bierstube verschafften ihm einen besondern Platz im Leben und brachten ihn auf der Hänneschenbühne zu Ehren.

Die Seele des ganzen Spieles war natürlich das Hänneschen, der Possenreißer comme il faut, und daneben ein pliffiger, verschmißter Naturbursche. Die Zielscheibe seiner Wiße und Späße war der „Tünnes“ (Anton), ein gutmütiger, zu jedem zu gebrauchender und zu allem mißbrauchter Dämel oder Töpel, dessen Rolle schon äußerlich durch eine gewaltige, rote Knollennase und durch den ein wenig ans Idiotische streifenden Gesichtsausdruck gekennzeichnet war. Der „Schäl“ fand seine Stärke in der Scheelsucht. Er war ein Infrigan, ein auf Schleichwegen wandelnder Leiselreiter und Ränkespieler, durch dessen List, Schliche und Kniffe hauptsächlich die notwendige Verwicklung hervorgerufen wurde. Daß die Vorsehung den Schäl gekennzeichnet hatte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Sein linkes Schielaug und rote „Pfannen“ waren seine Nationale.

Die Hauptrollen lagen in der Hand dieser drei und waren in der Regel recht weise verteilt, um ein Uebermaß von Possenhaffigkeit, Dämlichkeit oder Schlechtigkeit zu vermeiden.

Schon mehr in den Hintergrund trat — wenn auch in fast allen Stücken vorhanden — der „Bestevader“ (Großvater). Er erschien als ein treuerziger Alter, der zu Hause wohl kaum eine große Rolle spielte, aber bei allen Mitwirkenden um so beliebter war. In seinen manchesternen Kniehosen, Schnallenschuhen mit hohen Stöckelabsätzen, in der roten Weste, die mit großen, silbernen Knöpfen besetzt war, und in dem langen grauen oder „gepfefferten“ Bauernrock mit der dazu jämmerlich kontrastierenden stroh- oder flachsfarbigem Perücke, verkörperte er die Gutmütigkeit und biedere Treue.

Nicht zu vergessen ist der mit einem Sprachfehler behaftete und infolgedessen den andern Darstellern fortwährend ins Gesicht spuckende, bucklige und angstnieerische Schneider Hermann („Speimanes“) und neben ihm noch der immer die beste Kuh melkende „Affekat“ (Advokat), der Apotheker „Diefekopp“, der Magister, ein langes, dürres Hungergestell mit dem ewig aus den Schögen hervorlugenden bunten Sacktuch, der Amtmann und der Graf und die Gräfin im langen, roten oder blauen Schleppkleide. Statisten gab es so gut wie gar nicht. Dazu war der Apparat zu klein. Auch konnte man ihrer gut entraten, da die drei Hauptdarsteller Hänneschen, Tünnes und Schäl ohnehin das Feld, die Bühne, beherrschten.

Weibliche Darsteller kannte das Hänneschenheater eigentlich nur zwei, die „Marizzebill“ (Maria Sybilla), Bestevaders Frau, „Hauherr“ und Hauskreuz und das „Drückchen“ oder „Bärbelchen“, Hänneschens energische, oft dazwischentretende, derbe Braut.

Das Kölner Puppentheater hat seine Glanzzeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den darauffolgenden Jahrzehnten erlebt, und es hat die Puppentheater anderer Städte Deutschlands, wo solche nach dem Dreißigjährigen Kriege überall aufkamen, nicht nur übertroffen an Volkstümlichkeit und Leistungsfähigkeit, sondern es hat sie auch überdauert.

Zwar war auch das Kölner Händeschen-Theater in seiner Glanzperiode nicht reich an äußerem Glanze. Es ist interessant, alle Kölner die Schilderungen ihrer Väter und Großväter über das Händeschen-Theater nachzählen zu hören. So lag Direktor Winters Theater in einem engen, finstern, nur flüchtig von der hohen Mittagssonne gestreiften Hof, und der Theaterraum bestand aus einer kaum geräumig zu nennenden, niedrigen, schlecht beleuchteten Stube. Der Aufstieg zu diesem Theater war eine riskante, halbschieferige Fahrt über eine hühner-siegenartige, ausgetretene und in allen Fugen jämmerlich knarrende, steile Treppe. Auch die innere Einrichtung des Theaters bei Direktor Winter ließ an Primitivität kaum etwas zu wünschen übrig. Keine Spur von Bequemlichkeit und Komfort, von gepolsterten Bänken und reservierten Plätzen. Ungehobelte Bretter luden vornehm und gering freundlichst zum Platznehmen ein, und die Jugend besonders wurde bei dem ewig flotten Geschäftsgang wie eine Hammelherde zusammengepfercht. Nicht selten brach unter der Last der „schweren Kölner Jungen“ eine Bank mit lautem Gekrach elend zusammen, und während dann die am Boden rankende Schar sich kreischend und lachend „auseinanderlas“, begann zwischen Händeschen hinter dem Vorhang und den meist jugendlichen Zuschauern folgende Unterhaltung: „Sid ehr gefalle, do benne?“ — „I ja, dat sin mer!“ — „Dann stohl widder opl!“ — Das war allerdings leichter gesagt als getan bei den beengten Verhältnissen und der „feenhaften“ Beleuchtung.

Besonders an Sonntagnachmittagen war es im Händeschen bei dem geringen Eintrittspreis von einem halben Silbergroschen brechend voll, und Mutter Winter, die resolute, geschäftskundige Direktorsfrau, hatte genug zu tun, um „blinden Passagieren“ auf die Finger zu sehen.

Und dann glühten die Wangen und strahlten die Gesichter vor Erwartungsvergnügen. Wieviel sehnsüchtige Augenpaare richteten sich im Laufe eines solchen Nachmittags auf den Kattunvorhang, hinter dem die aus einfachen, grauen Pappdeckelbogen von Direktor Winter eigenhändig geschnittene Bühne und die mit Kohle und weißer Kreide aufgezeichnete Szenerie sich barg! Bei fast allen Stücken stellte sie einen Marktplatz dar. Außerdem war in der Regel nur noch eine Zimmerdekoration vorhanden. In diese beiden Rahmen verstand die geschickte Leitung des Händeschen-Theaters seine sämtlichen Stücke einzupassen.

Selbst bei den Vorstellungen für das feinere Publikum, für welche durch geschriebene Zettel besonders eingeladen und ein Eintrittsgeld von fünf Groschen erhoben wurde, gab es keine andern Dekorationen.

Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Als erster Darsteller erschien regelmäßig Händeschen, um mit dem aufs höchste gespannten Auditorium ungefähr folgendes Zwiegespräch anzuknüpfen: „Goden Ovend, ehr Lück, all zesammel!“ — „N'ovend, Händesche!“ — „Sid ehr all do?“ — „Jo, Händesche, allemohde!“ — „Hat ehr och all bezahl?“ — „Jo!“ — „Dat freut mich! Wer heh es, dä stipp d'r Finger en de Hüh!“ — „Alle hoben den Finger.“ — „Et es goht! Seht ouch widder! Goden Ovend!“ — „N'ovend, Händesche!“

Und nun nahm das Spiel seinen Anfang. Es wurde fast durchweg Kölner Platt gesprochen. Nur einige der vornehmern Darsteller, wie der Affekat und Apotheker Piefekopp, der Graf und die Gräfin versiegten sich zu

einem nicht ohne Absicht geschraubten und akzentuierten Hochdeutsch. Natürlich mußte für das Publikum, das ja durchweg aus Volk bestand, alle paar Minuten eine gehörige Prügelei eingelegt werden, was den Effekt, wie leicht verständlich, aufs höchste steigerte und stürmische Lachsalven hervorrief. Kleiderfeßen, arg derangierte Perücken, verbundene Arme und Köpfe gab es allerdings in manchem Stück, und es zeugt von der Gemüchlichkeit des Kölner Menschenschlages, daß gerade diese Szenen mit heller Begeisterung aufgenommen wurden und volles Verständnis fanden, während Zoten und schmutzige Zweideutigkeiten aufs strengste verpönt waren, wohingegen die moderne Händeschenbühne doch leider manchmal nach „unten“ entgleist.

Die Direktoren der Kölner Händeschen-Theater — besonders Winter und Kloß, seligen Angedenkens — machten ein feines Geschäft, und Mutter Winter soll die Einnahme in ihrer großen Handtasche — es war damals sprichwörtlich in Köln, daß sie die Tageseinnahme erstmalig nach Gewicht einschätzte, um nachher bis in die tiefe Nacht zur genauern Feststellung des Profits die Nickel noch einmal alle durch ihre Finger gleiten zu lassen —, eskortiert und gedeckt von dem populären Direktor Winter mit einem gewaltigen, Respekt einflößenden Knüppel, oft nur mühsam durch die alten, engen Gassen Kölns nach Hause bringen können.

Ohne Zweifel wird die Uebertreibung bei derartigen Erinnerungen Pate gestanden haben, aber sicher ist, daß das Händeschen-Theater sich eines solchen Zuspruchs erfreute, wie heute die meisten Stadttheater ihn sich wünschen möchten.

Uebrigens habe ich mir erzählen lassen, daß gerade Direktor Winter, der jahraus, jahrein Tausende mit seinen Späßen und Einfällen erfreute, als Privatmann ein ziemlich ernster, schweigsamer Mensch gewesen sei. Wie dem auch sein mag, er hat es meisterhaft verstanden, und viele andre mit ihm, als Künstler Licht in die Tiefen des menschlichen Herzens zu senden und die giftigen Gewächse Verdrießlichkeit und Langeweile in seinem Theater zu verschleichen.

In technischer Beziehung hat das Händeschen-Theater wohl kaum je eine einschneidende Aenderung erfahren. Die Bewegung der Puppen auf der Bühne geschah (im Gegensatz zu den weit komplizierteren und in der technischen Handhabung viel schwierigeren Marionetten-Theater) durch die untere Bühnenwand vermittlels einer zwischen den Beinen der Puppen angebrachten Stange, durch welche nicht nur die fortschreitenden, sondern auch die Schlenkerbewegungen der Beine, des linken Armes und des Kopfes erzeugt wurden. Der rechte Arm allein hatte noch eine besondere Führung, welche ihn in alle gewünschten Stellungen zu bringen vermochte. Und doch gehörte auch zur Handhabung dieser Puppen viel Übung, um so mehr, da das Bedienungspersonal gering war. Der Text der Stücke mußte memoriert werden, weil Hände und Gesicht von den Puppen vollauf in Anspruch genommen waren.

Trotz aller verdienstlichen Wiederbelebungsversuche wird das Händeschen in Köln nicht mehr in alter Herrlichkeit auferstehen, wie denn überhaupt jede künstliche Kultivierung von volkstümlichem Gewächs vergeblich ist, wenn der Boden sich verändert hat. Entwicklung ist alles.

## Das Stadion.

Von Oswald Hirschfeld.

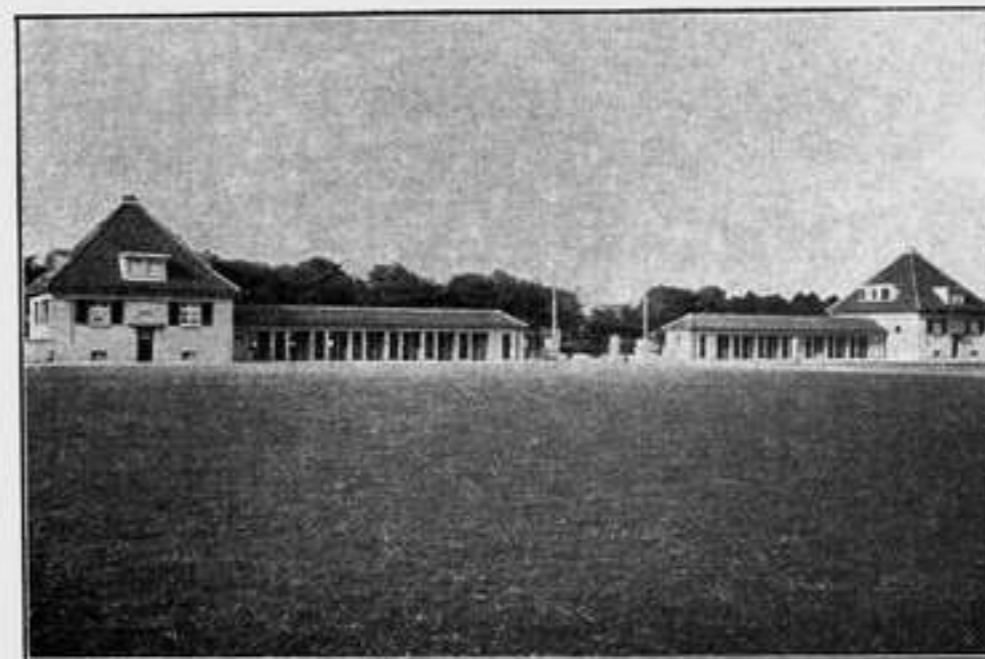
Ein Grüngürtel wird Köln von dem immermehr herankommenden Braunkohlengebiet trennen. Die so nötigen Großstadtlungen sind zum Teil schon geschaffen. Fünf- und dreißig Spielplätze und Volkswiesen werden in Wald und Wiese eingestreut. Als erstes hat man an der

Alleen umgebene Spiel- und Volkswiese, die Raum für acht Fußballfelder gibt.

Die Großkampfbahn liegt vor uns, sie enthält jetzt die so notwendigen Garderobräume. In moderner Backsteinmanier werden sich uns zwei je 72,5 Meter gestreckte Flügel zeigen. Sie bilden den Eingang zur Kampfbahn. Für 3500 Personen werden sie Umkleidegelegenheit bieten. Ein sechs Meter hoher Erdwall umringt die Hauptkampfstätte. Auf den zwanzig Terrassen haben 75000 Menschen Raum und guten Ausblick auf die sich abspielenden Kämpfe. Ein fünf Meter breiter Promenadenweg bildet den Gipfel des Walles. Ein Fußballplatz, eine Laufbahn von 500 Meter Länge und 7,20 Meter Breite und zwölf Sprunggruben mit Anlauffläche sind in diesem Wall eingeschlossen, und dabei trennt ein breiter Weg die Masse von den Sportlern.

Eine gedeckte Tribüne bietet einigen tausend Zuschauern Sitzgelegenheit. Die hohen Pappeln auf dem Wall werden zusammen mit der langgestreckten Front des Garderobegebäudes bald dem Stadion einen recht charakteristischen Zug verleihen.

Rechts und links je ein Leichtathletikplatz mit denselben Sportmöglichkeiten schließen sich an. Jedoch sind die umgebenden Wälle nur 1,50 Meter hoch und gewähren 12000 Zuschauern Raum. Der Umgangsweg ist 3 Meter breit und alleearig bepflanzt. Zwischen den drei Plätzen sind zwei je 18 Meter breite Straßen angeordnet, die weiterführen in die anschließenden Erholungsanlagen. Tennisplätze sind an geeigneten Stellen eingestreut. Zwanzig Felder sind es; auch sie haben Grün als Abschluß.



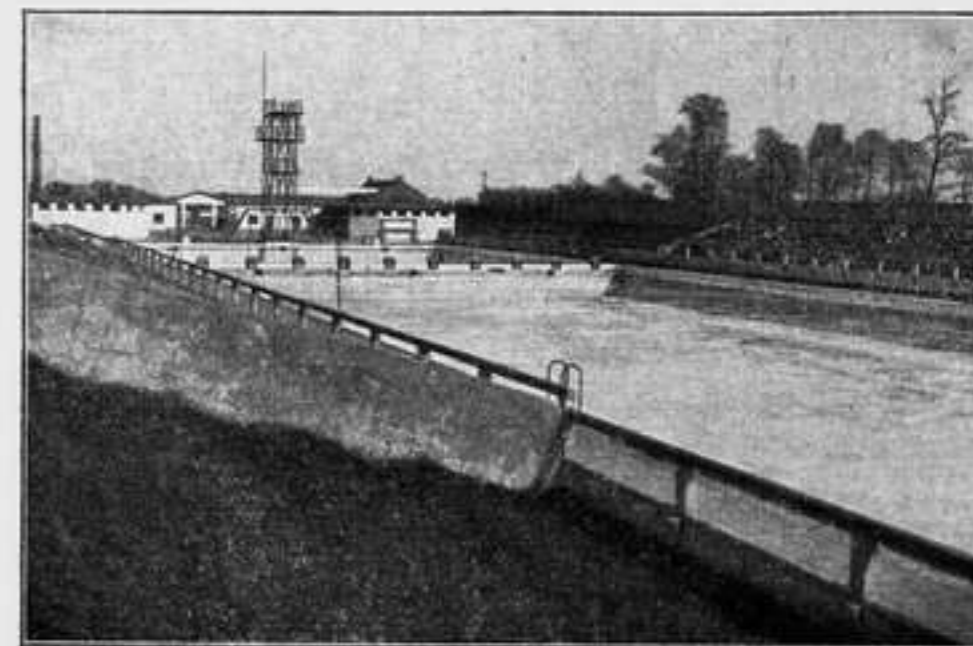
Haupteingang.

Aachener Straße im Anschluß an den Stadtwald in drei Jahren eine Anlage geschaffen, die ihresgleichen in Europa sucht. Geboren aus dem Bedürfnis, für Turnen und Sport eine Stätte zu schaffen, die alles in sich birgt, geschaffen aus Not, um die Arbeitslosigkeit zu bannen. Aus Not geschaffen: 150 000 Kubikmeter Bodenbewegung und 145 000 Tagewerke Arbeit drücken ein Werk aus, das hundert Familien vor bitterer Not bewahrt und eine immense Arbeit, Umarbeit des Bodens darstellt. Im September 1923 wurde das Stadion seiner Bestimmung übergeben.

Das Stadion ist der Hauptpunkt im äußern Grüngürtel, der Edelstein im Ring. Das wird jeder gestehen, ob Freund oder Feind. Eine sehr reife Anlage, die zweckmäßig in jeder Beziehung ist, haben Encke und Nußbaum gestaltet. Eine Anlage, die jeden vergessen läßt, daß er am Rande der Großstadt weilt. Vorbildlich ist vor allem die parkartige Anordnung, und daß auch der Erholungsuchende sich dort ergehen kann. Jede einzelne Anlage ist in sich abgeschlossen.

Für den Sportler ist von Vorteil, daß er die nervenabstumpfenden Bretterzäune und Mauern nicht vor sich hat, sondern im frischen, belebenden Grün sich bewegt, nerven- und lungenstärkende und belebende Umgebung ihn umfängt.

Die für Sportplätze in Anspruch genommene Fläche ist wohl 60 Hektar groß. An der Aachener Straße ist zunächst ein Wagenplatz und eine größere Gleisanlage für die Straßenbahn. Zwei Wohnhäuser und Kassenbauten geben einer gefälligen Eingangspforte ihr Merkmal. Wir kommen auf die 5 Hektar große, von



Schwimmbahn.

Ein Turnierplatz ist besonders geschaffen und bietet gute Zuschauerplätze.

Die Radrennbahn, nach Junkersdorf zu gelegen, ist nach dem Urteil tüchtiger Fahrer die beste Fliegerbahn Deutschlands. Hellner (Dresden) hat sie gebaut. Die



Bahn hat eine Länge von 400 Meter und eine Breite von sechs Meter. Die Kurvenüberhöhung beträgt 2,40 Meter, das bedeutet einen Steigungswinkel von 25 Grad und eine Normalgeschwindigkeit von 40 Kilometer. Das Innenfeld ist ausreichend für ein Fußballfeld. In den Kurven haben vier Betonfelder für Radballspiele noch Raum. In sieben übereinanderliegenden Terrassen und einer gedeckten Tribüne haben 15000 Zuschauer Platz. Boxen für Fahrer und Vereine sind im nebenanliegenden Gebäude. Für die Unterbringung der Stahlosse der Zuschauer sind genügende Anlagen zweckmäßig gestaltet.

Am westlichsten liegt der Schwerathletikplatz, Größe 70×110 Meter. 10000 Zuschauer können die Entfaltung größerer Kräfte gut von überhöhten Plätzen wahrnehmen.

Der Hockeyplatz liegt der Radbahn gegenüber. Er enthält zwei Spielfelder von 90×90 und 90×55 Meter Größe. 13000 Zuschauer können sich hier placieren.

Die Schwimmbahn hat ein Becken von 750 Quadratmeter Größe und fünf Meter Tiefe für Sprünge und Wasserballspiel. Ein 10 Meter hoher Sprungturm bietet alle Sprungmöglichkeiten. In der Mitte die 100-Meter-Bahn in einer Breite von 23 Meter und 1,50 bis 2 Meter Tiefe dient dem Weltauswimmen und ist mit allen erforderlichen Einrichtungen versehen. Anschließend ist das Becken für Nichtschwimmer.

Das Licht- und Luftbad ist leider mit der Schwimm-

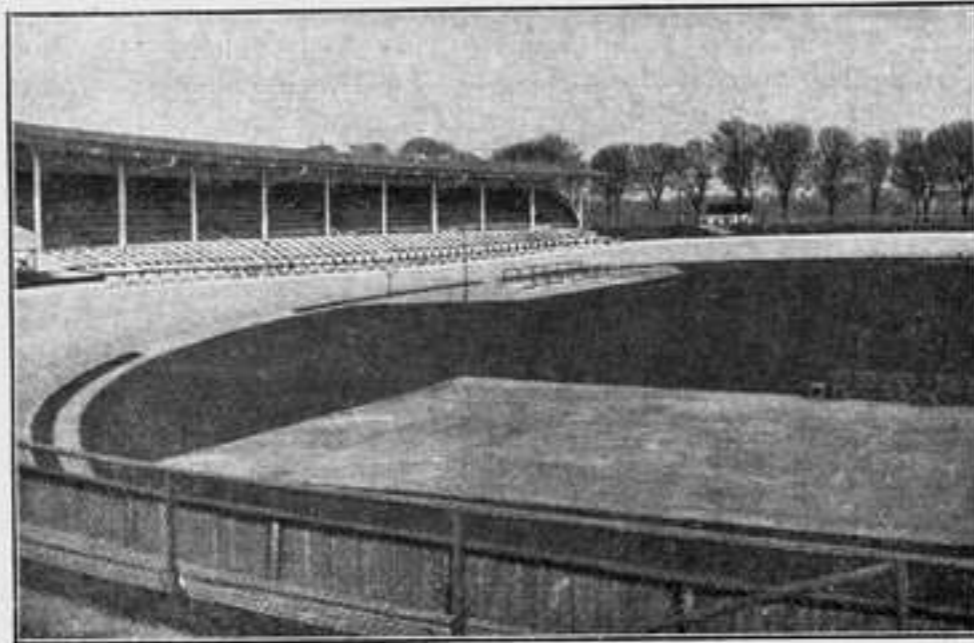


Große Kampfbahn.

bahn nicht verbunden, obwohl es zweckmäßig wäre. Männlein und Weiblein sind getrennt. In dem alten Festungswerk ist ein wirklich ideal gelegenes Luftbad errichtet. In besonderem Planschbecken dürfen sich

Männlein oder Weiblein tummeln. Bei einer so großzügigen Anlage fürwahr eine kleinliche Trennung. Hunderte Kinder fanden hier in den Ferien Erholung.

Der Reithurnierplatz enthält eine Reit- und Fahrbahn von 450 Meter Länge. Die Feldgröße ist 8000 Quadrat-



Radrennbahn.

meter. 6000 Zuschauer haben Platz auf angeordneten Erhöhungen.

Zu all den vorgenannten Anlagen ist die sogenannte Jahnwiese jetzt im Bau. Sie soll Raum geben für 18000 Freibungsturner. Auch dort werden Erdwälle für Zuschauertribünen hergestellt. Diese Stätte wird zu unserm Westdeutschen Arbeiter-Turn- und Sportfest fertig sein.

Jeder Sport hat seine Heimstatt gefunden. Die Anlagen sind ideal und zweckmäßig gestaltet. Die Stadtverwaltung hat in enger Fühlungnahme mit den Sportverbänden geschaffen, was neuzeitliche Anforderungen erheischen. Der Sportpark bietet Raum für Viele.

Ueber die sportlichen Belange hinaus dürfte sich die Anlage zu großen Festen und die Kampfbahn zu großen Versammlungen eignen. Ideal gelegen, zweckmäßig gestaltet, dem Gesichtspunkt größtmöglicher Ausnutzung entsprochen, dürften die Hauptmerkmale der Gesamtanlage sein. In glücklicher Harmonie ist Sportanlage mit Park verbunden. Spiel und Erholung nach des Tages Mühen sind hier zu finden. Die Schornsteine von Knapsack sehen wir ragen. Sie künden von intensiver Arbeit. Waldgeruch strömt vom angrenzenden Stadl-

wald herüber. Erdgebundensein bringen uns die Schollen der heimlichen Erde zum Bewußtsein, und kräftige Männer- und Junglingsgestalten tummeln sich in diesem wohlthuenden Grün.

## Kölner schwarzrotgoldene Erinnerungen.

Von Georg Beyer.

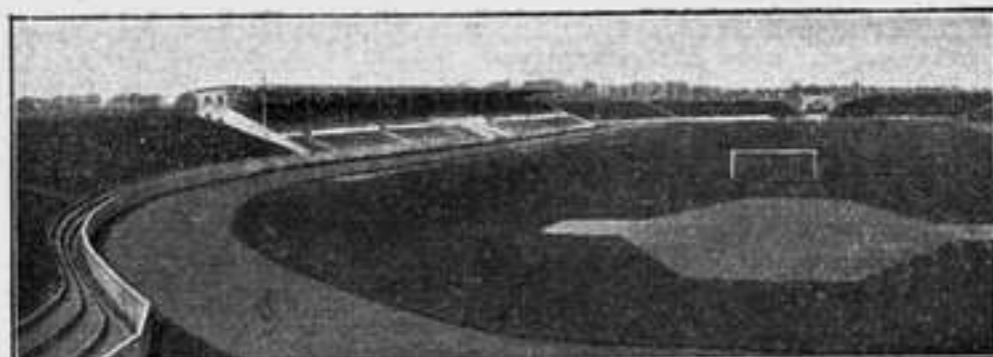
### Zensurkämpfe im Vormärz.

Unter den Organen des vormärzlichen Journalismus stand die „Rheinische Zeitung“ von 1842 in vorderster Reihe. Sie war ein entschieden liberales Organ, das die Interessen des aufstrebenden westdeutschen Kapitalismus gegenüber der hemmenden preußischen Reaktion vertreten sollte. Ihre Gründer waren Mitglieder der alten Kölner Patrizierfamilien Camphausen, Mevissen und Hansmann. Auf der Suche nach einem geeigneten Chefredakteur wurde ihnen der Name eines 24jährigen, aus dem Rheinlande stammenden Gelehrten genannt, der als Mitstreiter in der Reihe der politisch radikalen Junghegelianer sich durch kühne Gedanken und schriftstellerischen Schwung ausgezeichnet hatte. Es war Karl Marx. Am 1. Oktober 1842 übernahm er mit einem Stabe tüchtiger Helfer die Chefredaktion, und bald wußte sich dieses Blatt unter seiner Leitung weit über Westdeutschland hinaus größte Beachtung zu verschaffen. Freilich mußte es sofort einen beträchtlichen Teil seiner Kampffreude an die Auseinandersetzungen mit der Zensur wenden. Denn sofort nahm die Zeitung unter Karl Marx eine scharf oppositionelle Haltung ein. Der preußische Polizeiminister Rochow, der das Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“ erfunden hat, ließ nichts unversucht, um der „Rheinischen Zeitung“ Schwierigkeiten zu bereiten. Fortwährend suchte er den zunächst noch nachsichtigen Oberpräsidenten Bodelschwingh gegen die Zeitung einzunehmen. Unter der Leitung von Karl Marx stieg indes die Bezieherzahl der „Rheinischen Zeitung“ in wenigen Wochen von 833 auf 3600. Hauptzensor war damals der Kölner Polizeirat Doleschall. Seine geistige Befähigung zu seinem Amte zeigt nichts besser als die Tatsache, daß er einmal eine Anzeige von Dantes „Göttlicher Komödie“ in der „Kölnischen Zeitung“ unter der Begründung strich, mit göttlichen Dingen dürfe niemand Komödie treiben! Aber er und sein Nachfolger Assessor Wiethaus waren den Behörden in Köln und in Berlin viel zu milde. Selbst als Wiethaus 140 von ihm beanstandete Artikel vorlegte, konnte er seine Vorgesehten nicht beschwichtigen. Bei seinem Abschied ließ ihm die Redaktion der „Rheinischen Zeitung“ von der „Liedertafel“ ein Ständchen darbringen, was damals im alten guten Köln viel belacht wurde. Der Kampf ging weiter. Selbst die brave „Kölnische Zeitung“ wurde vom preußischen König als „Hurenschwester am Rhein“ tituliert. Man attestierte der „Rheinischen Zeitung“, daß sie nicht ohne Geist redigiert werde, aber als der neue kölnische Zensor einmal den Satz stehen ließ: „Sicherlich liegt in der Zensur die tiefste Unsittlichkeit“, da war es zu Ende. Zum 1. April 1843 wurde die „Rheinische Zeitung“ verboten. Von der glänzenden Leitung des Kampfblattes zeugt nichts besser als die Äußerung des letzten Zensors Saint Paul, der über den 24jährigen Chefredakteur Karl Marx folgendes Urteil fällte: „Dr. Marx ist hier der doktrinaire Mittelpunkt, der lebende Quell der Theorien des Blattes; ich habe ihn kennengelernt, er stirbt für seine Ansichten, die ihm zur Ueberzeugung geworden sind.“

1848, fünf Jahre später! Wieder ist Karl Marx in Köln. Er ist Leiter der revolutionären „Neuen Rheinischen Zeitung“, mit ihm Friedrich Engels, Wilhelm Wolff, Georg Weerth und andre republikanische Volksmänner.

### Die ersten Kölner Arbeiterzeitungen.

Die „Neue Rheinische Zeitung“ von 1848/49 war ein revolutionäres Kampforgan, aber kein Arbeiterblatt. Sie nannte sich selbst „Organ der Demokratie“. Probleme des Sozialismus beschäftigten sie erst, als im April 1849 Marx und seine Freunde dem Rheinischen Kreisausschuß der demokratischen Vereine den Rücken kehrten und dem damals gegründeten ersten Kölner Arbeiterverein ihre Sympathie bekundeten. Am 23. April 1848 kam die „Zeitung des Arbeitervereins für Köln“ heraus. Sie veröffentlichte zunächst nur die Sitzungsberichte über die Tagungen des Arbeitervereins und brachte nebenher Beschwerden über wirtschaftliche Mißstände. Erst allmählich begann sie mit der Veröffentlichung politischer Rundblicke. Bald hatte das Blatt unter den Bedrückungen der wiedererstarrenden Reaktion zu leiden. Im April 1849 wurden mehrere Arbeiterführer verhaftet. Wegen einer sachlichen Besprechung dieses Vorganges wurde der Drucker zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. Vom Oktober 1849 ab nannte sich das Organ der Arbeitervereine „Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit“ und gab sich — wir folgen hier den Untersuchungen Dr. A. Erdmanns — das Motto: „Immer vorwärts!“ Leider kam es nach persönlichen Zwistigkeiten zur Spaltung des Arbeitervereins, und bald besaß die junge Kölner Arbeiterbewegung zwei Blätter, die um die Mitte des Jahres 1849 mit der Unterdrückung der Arbeitervereine von der Bildfläche verschwanden. Im September 1848 erschien jedoch ein neues Arbeiterorgan, die „Neue Kölnische Zeitung“, das unter der Leitung des ehemaligen Leutnants Friedrich Anneke Annäherung an die Demokratie suchte. Als auch dieses Blatt verboten wurde, gab die Frau Annekes eine „Frauenzeitung“ heraus, die jedoch nach dem Erscheinen der dritten Nummer vom Stadtkommandanten verboten wurde. Demokratische Anschauungen verfochten der „Wächter am Rhein“ und die „Freien Volksblätter“ in Mülheim. Als weiteres Organ erschien 1849 „Die Arbeit“; sie nannte sich „politisch-sozialistische Zeitung der Arbeiter und Arbeitgeber“. Der merkwürdige Titel weist darauf hin, daß das Blatt eine Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit auf demokratischer Grundlage anstrebte. Als besonders kurioses Organ ist noch der „Verfolger der Bosheit“ zu erwähnen. Herausgeber des Blattes war Matthias Wessel, der auf seine eigne Weise eine Lösung der sozialen Frage versuchte. Er war Redakteur, Verleger und Kolporteur in einer Person und ging Sonntag um Sonntag mit einem dicken Zeitungsbündel aufs Land, um seine Ware gegen einen Silbergroschen an den Mann zu bringen. Im Jahre 1850 war es zu Ende mit dem „Verfolger der Bosheit“. Wessel wurde Bäcker, und später in Düsseldorf — Maler. Er starb 1882.



# FEST-PROGRAMM

## FREITAG DEN 6. AUGUST 1926:

Abends 8 Uhr: Sitzung sämtlicher technischen Funktionäre, Kampfrichter, technische Helfer usw. Jede Sparte für sich.

## SAMSTAG DEN 7. AUGUST 1926:

Vormittags 7 Uhr: Beginn der Wettkämpfe.

Vormittags 10 Uhr: Proben zu den allgemeinen Freiübungen der Männer und Frauen.

Nachmittags 1 1/2 Uhr: Fortsetzung der Wettkämpfe.

Abends 8 Uhr: Begrüßungsabend in der Festhalle der Kölner Messe in Köln-Deuf.

Anschließend: Korsofahrt der Wassersportler auf dem Rhein unter Mitwirkung der Kreis-Spielleute.

## SONNTAG DEN 8. AUGUST 1926:

Vormittags 6 Uhr: Konzert sämtlicher Spielleute auf dem Neumarkt.

Vormittags 6 1/2 Uhr: Fortsetzung der Wettkämpfe.

Vormittags 10 Uhr: Aufstellung zum Festzug.

Vormittags 11 Uhr: Abmarsch des Festzuges aus dem Stadthinnern.

Nachmittags 12 1/2 Uhr: Eintreffen des Festzuges im Stadion.

Nachmittags 1 Uhr: Start zur Westdeutschen Stafette.

Nachmittags 1 1/2 Uhr: Eintreffen der Schlußläufer der Westdeutschen Stafette im Stadion.

(Große Kampfbahn.)

Ab 1 1/2 Uhr: Laufkonkurrenzen in der Großen Kampfbahn.

Nachmittags 2 Uhr: Aufstellung zu den Allgemeinen Freiübungen.

Nachmittags 2 1/2 Uhr: Freiübungen der Männer.

Nachmittags 3 Uhr: Freiübungen der Frauen.

Nachmittags 3 1/2 Uhr: Sondervorführungen des 6. Kreises:

a) Turner (Barren);

b) Turnerinnen (Pferd).

Nachmittags 5 Uhr: Internationales Fußballspiel.

(Während der Halbzeit Konzert der gesamten Spielleute.)

Nach dem Fußballspiel: Abmarsch mit den gesamten Spielleuten zur Stadt.

Abends 8 Uhr: Festabend in der Messehalle in Köln-Deuf.

## MONTAG DEN 9. AUGUST 1926:

Vormittags 7 Uhr: Fortsetzung der Wettkämpfe.

Vormittags 9 Uhr: Aufstellung des Kinderfestzuges.

Vormittags 10 Uhr: Abmarsch des Kinderfestzuges.

Anschließend: Sondervorführungen der Kinder.

Nachmittags 2 Uhr: Sondervorführungen der Turnbezirke.

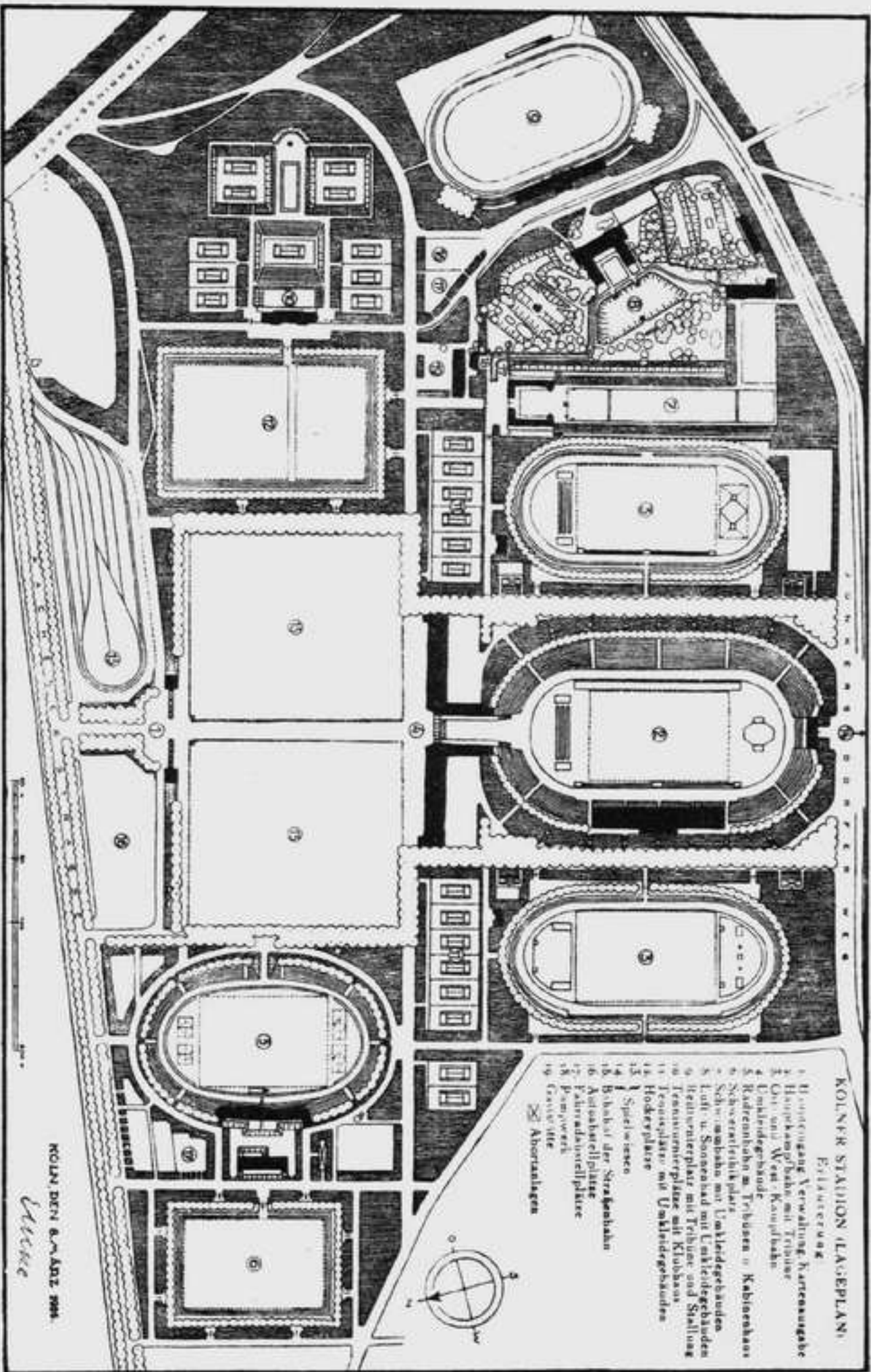
Nachmittags 3-4 Uhr: Kinderfreiübungen

(Knaben und Mädchen).

## TECHNISCHER HAUPTAUSSCHUSS

H. Kuchenbuch.

# STADION DER STADT KÖLN



KÖLNER STADION (LAGEPLAN)

**Feldbezeichnung**

- 1 Hauptingang Verwaltung, Kassenaußgabe
- 2 Hauptkampfbahn mit Tribünen
- 3 Ost- und West-Kampfbahn
- 4 Umkleidegebäude
- 5 Radrennbahn mit Tribünen u. Kabinenhaus
- 6 Schwertfistplatz
- 7 Schwimmhalle mit Umkleidegebäuden
- 8 Luft- u. Sonnenbad mit Umkleidegebäuden
- 9 Tennisvergnügensplatz mit Tribünen und Stallung
- 10 Tennisplätze mit Klubbau
- 11 Tennisplätze mit Umkleidegebäuden
- 12 Hockeypfad
- 13 Spielwiese
- 14 Bahnh. der Straßenbahn
- 15 Autokampfbahn
- 16 Autokampfbahn
- 17 Fahrradvergnügensplätze
- 18 Pantheon
- 19 Gaststätte
- 20 Abortanlagen

KÖLN DEN 6. APRIL 1906  
Lichte